

---

# Amin Maalouf

---

## Mörderische Identitäten

---

edition suhrkamp

---

SV

**Amin Maalouf**

# **Mörderische Identitäten**

*Aus dem Französischen  
von Christian Hansen*

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
*Les identités meurtrières.*

© Editions Grasset & Fasquelle, 1998

Die Übersetzung wurde gefördert aus Mitteln des  
französischen Kultusministeriums – Centre National du Livre.



edition suhrkamp 2159

Erste Auflage 2000

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag  
Frankfurt am Main 2000

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Satzcentrum, Lahnau

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden  
Printed in Germany

Als christlicher Araber, der 1976 den Libanon verließ und seitdem in Frankreich lebt, bekennt sich der bekannte Romancier in diesem mit dem Charles-Veillon-Preis ausgezeichneten Essay zu einer Identität, die sich nicht auf eine Zugehörigkeit reduzieren lässt: Mit jedem Menschen habe er einige Identitätsmerkmale gemein, aber mit niemanden teile er alle Zugehörigkeiten. Er analysiert Verbrechen aus Geschichte und Gegenwart, die im Namen religiöser, ethnischer, nationaler oder anderweitig bestimmter Identitäten begangen wurden, und plädiert für den Erhalt verschiedener Zugehörigkeiten als Voraussetzung für den sozialen Frieden. Mit dem Land, in dem ein Mensch lebt, müsse er sich identifizieren, was die Übernahme bestimmter Regeln erfordere. Maaloufs allgemein verständlicher Essay ist ein Aufruf zu Toleranz, Integration und Pluralität.

Ist es ein Naturgesetz oder eine geschichtliche Entwicklung, die die Menschheit dazu verdammt, sich im Namen der Identität gegenseitig umzubringen? Werden unsere Gesellschaften unaufhörlichen Spannungen bis hin zu offenen Gewaltausbrüchen ausgesetzt sein, nur weil die in ihr vereinten Mitglieder nicht alle die gleiche Religion, die gleiche Hautfarbe oder die gleiche Herkunft haben? Amin Maalouf, als arabischer Christ und in Frankreich lebender Libanese sich selbst zu mehreren Identitäten bekennend, beobachtet die mörderischen Auswirkungen von Fundamentalismus und ängstlicher, reflexhafter Ausgrenzung des Anderen. Beunruhigt angesichts dieses fatalen Mechanismus, aber nicht ohne Hoffnung, ist Maaloufs Essay ein Appell an Toleranz, Integration und Pluralität. Für den vorliegenden Essayband wurde er mit dem Charles-Veillon-Preis 1999 ausgezeichnet.

Amin Maalouf (\*1949) ist Romancier und Essayist. Als Suhrkamp Taschenbuch erhältlich sind seine Romane *Die Häfen der Levante* (st 3006) und *Leo Africanus* (st 3121).

*für André  
für Ruchdi  
für Tarek  
für Ziad*

Seit ich 1976 den Libanon verlassen habe, um mich in Frankreich niederzulassen, bin ich unzählige Male und immer in der allerbesten Absicht gefragt worden, ob ich mich »eher als Franzose« oder »eher als Libanese« fühle. Ich antworte jedesmal: »Sowohl als auch!« Nicht aus Sorge um Ausgleich oder Ausgewogenheit, sondern weil ich lügen würde, wenn ich anders antwortete. Was mich zu dem macht, der ich bin, liegt in der Tatsache begründet, daß ich mich auf der Grenze von zwei Ländern, zwei oder drei Sprachen und mehreren kulturellen Traditionen bewege. Gerade das ist es, was meine Identität bestimmt. Wäre ich mehr ich selbst, wenn ich einen Teil von mir verleugnen würde?

Geduldig antworte ich also denen, die mir diese Frage stellen, daß ich im Libanon geboren wurde, daß ich dort bis zum Alter von siebenundzwanzig Jahren gelebt habe, daß Arabisch meine Muttersprache ist, daß ich Dumas und Dickens und *Gullivers Reisen* zuerst in arabischer Übersetzung für mich entdeckt habe und daß es mein Dorf in den Bergen, das Dorf meiner Vorfahren war, wo ich die ersten Kinderfreuden erlebt und bestimmte Geschichten gehört habe, von denen ich mich später in meinen Romanen inspirieren ließ. Wie könnte ich das vergessen? Wie könnte ich jemals davon loskommen? Aber andererseits lebe ich seit zweiundzwanzig Jahren in Frankreich, trinke sein Wasser und seinen Wein, jeden Tag streichen meine Hände über seine alten Steine, ich schreibe meine Bücher in seiner Sprache; niemals mehr wird Frankreich für mich ein fremdes Land sein.

Halb Franzose also und halb Libanese? Keineswegs. Identität läßt sich nicht aufteilen, weder halbieren noch dritteln oder in Abschnitte zergliedern. Ich besitze nicht mehrere Identitäten, ich besitze nur eine einzige, bestehend aus all den Elementen,

die sie geformt haben, in einer besonderen »Dosierung«, die von Mensch zu Mensch verschieden ist.

Manchmal, nachdem ich lang und breit erklärt habe, aus welchen genauen Gründen ich den vollen Anspruch auf meine sämtlichen Zugehörigkeiten erhebe, tritt jemand an mich heran, legt mir die Hand auf die Schulter und raunt mir zu: »Sie haben völlig recht mit dem, was Sie sagen, aber in Ihrem tiefsten Innern, als was fühlen Sie sich da?«

Auf diese eindringliche Frage hin habe ich lange Zeit unwillkürlich lächeln müssen. Heute lächle ich nicht mehr, sie scheint mir nämlich eine weitverbreitete und in meinen Augen gefährliche Sicht des Menschen zu verraten. Wenn man mich fragt, was ich »in meinem tiefsten Innern« bin, wird damit unterstellt, daß es im »tiefsten Innern« jedes Menschen eine alles entscheidende Zugehörigkeit gibt, eine »tiefere Wahrheit« gewissermaßen, einen »Wesenskern«, etwas, das mit der Geburt ein für alle Mal festgelegt worden ist und sich nicht mehr ändert; so, als würde alles übrige – seine Entwicklung zu einem freien Menschen, seine erworbenen Überzeugungen, seine Vorlieben, seine Art der Wahrnehmung, seine Wahlverwandtschaften, sein Leben insgesamt – nicht zählen. Und wenn man, wie es heute oft geschieht, seine Mitmenschen ermuntert, doch »zu ihrer Identität zu stehen«, legt man ihnen damit nahe, sich doch auf jene fundamentale, häufig religiöse, nationale oder ethnische Zugehörigkeit in ihrem tiefsten Innern zu besinnen und sie vor den anderen stolz zur Schau zu tragen.

Wer immer indes eine komplexere Identität für sich beansprucht, gerät ins Abseits. Ein in Frankreich als Sohn algerischer Eltern geborener junger Mann besitzt zwei klare Zugehörigkeiten und sollte imstande sein, sich zu beiden zu bekennen. Ich sagte zwei, um die Sache zu vereinfachen, seine Persönlichkeit ist jedoch weitaus vielschichtiger. Gleichgültig,

ob es sich um Sprache, Glaubensvorstellungen, Lebensweisen, Familienverhältnisse, künstlerische oder kulinarische Vorlieben handelt, immer mischen sich in ihm französische, europäische, westliche Einflüsse mit solchen arabischer, berberischer, afrikanischer, muslimischer Herkunft. Eine bereichernde und fruchtbare Erfahrung, wenn dieser junge Mann sich frei fühlt, ihr in seinem Leben Raum zu geben, wenn er sich ermutigt fühlt, sich in seiner ganzen Vielfalt anzunehmen; dagegen kann es traumatische Folgen für seine Entwicklung haben, wenn er jedesmal, da er sich als Franzose bekennt, von einigen als Verräter oder Abtrünniger angesehen wird, und jedesmal, da er seine Verbundenheit mit Algerien, seiner Geschichte, seiner Kultur, seiner Religion hervorhebt, auf Unverständnis, Mißtrauen oder Feindseligkeit stößt.

Östlich des Rheins ist die Situation noch heikler. Ich denke an den Fall eines vor dreißig Jahren in der Nähe von Frankfurt geborenen Türken, der immer in Deutschland gelebt hat und die dortige Sprache besser beherrscht als die seiner Vorfahren. In den Augen seiner Adoptivgesellschaft ist er kein Deutscher; in den Augen seiner Ursprungsgesellschaft ist er kein richtiger Turke mehr. Vernünftigerweise müßte er diese doppelte Zugehörigkeit voll und ganz für sich beanspruchen können. Doch weder die Gesetze noch die Mentalität der Leute ermöglichen es ihm heute, seine zusammengesetzte Identität harmonisch auszufüllen.

Ich habe die ersten Beispiele genommen, die mir in den Sinn kamen. Ich hätte andere anführen können. Den Fall einer Person, die, in Belgrad geboren, eine serbische Mutter und einen kroatischen Vater hat. Den einer Hutu, die mit einem Tutsi verheiratet ist, oder umgekehrt. Den eines Amerikaners mit schwarzem Vater und jüdischer Mutter...

Das sind doch alles Sonderfälle, werden einige denken. Um ehrlich zu sein, ich glaube das nicht. Die eben von mir

erwähnten Personen sind nicht die einzigen, die über eine komplexe Identität verfügen. In jedem Menschen treffen vielfältige, manchmal auch widersprüchliche Zugehörigkeiten aufeinander, die ihn zu schmerzlichen Entscheidungen zwingen. Für manche ist dieser Sachverhalt auf den ersten Blick einsichtig; andere müssen sich erst die Mühe machen, genauer hinzuschauen.

Wer kennt im heutigen Europa nicht das Gefühl – ein Gefühl, das sich zwangsläufig noch verstärken wird –, hin und her gerissen zu sein zwischen seiner Zugehörigkeit zu einer jahrhundertealten Nation wie Frankreich, Spanien, Dänemark oder England und seiner Zugehörigkeit zu dem europäischen Staatengebilde, das gegenwärtig entsteht? Und wie viele Europäer vom Baskenland bis hinauf nach Schottland empfinden nicht eine starke und tiefe Verbundenheit mit einer Region, deren Bevölkerung, Geschichte und Sprache? Wer vermag in den Vereinigten Staaten noch seinen Platz in der Gesellschaft auszumachen, ohne sich auf seine afrikanischen, hispanischen, irischen, jüdischen, italienischen, polnischen oder sonstigen Wurzeln zu beziehen?

So gesehen will ich gerne zugeben, daß die ersten von mir gewählten Beispiele eine Besonderheit aufweisen. Sie betreffen allesamt Menschen, die zwei Zugehörigkeiten in sich tragen, zwischen denen sich gegenwärtig erbitterte Konflikte abspielen; Menschen, deren Existenz gewissermaßen von ethnischen, religiösen oder anderweitigen Grenzlinien durchzogen wird. Aufgrund dieser Situation, die ich mich nicht getrauen würde, »privilegiert« zu nennen, fällt ihnen die Rolle zu, Bande zu knüpfen, Mißverständnisse auszuräumen, den einen gut zuzureden, andere zu mäßigen, zu schlichten, zu versöhnen... Sie sind berufen, Vermittler, Brücken, Bindeglieder zwischen den verschiedenen Gemeinschaften, den verschiedenen Kulturen zu sein. Und eben deshalb ist ihr

Dilemma von so großer Tragweite: Wenn sich diese Menschen nicht zu ihren vielfältigen Zugehörigkeiten bekennen dürfen, wenn man unablässig von ihnen fordert, sich für eine Seite zu entscheiden, sie dazu drängt, sich in ihre angestammte Gemeinschaft einzugliedern, dann müssen wir uns mit Recht Sorgen machen über den Zustand der Welt.

Ich habe gesagt, sie würden aufgefordert, sich zu entscheiden. Aufgefordert von wem? Nicht allein von irgendwelchen Fanatikern und Rassisten, sondern von Ihnen und mir, von jedem von uns. Und zwar durch jene tief in uns verankerten Sprach- und Denkgewohnheiten, jene engstirnige, Ausschließlichkeit beanspruchende, bigotte und reduktionistische Vorstellung, wonach die gesamte Identität auf einer einzigen, ingrimmig proklamierten Zugehörigkeit beruht.

Ich hätte Lust zu schreien: Auf diese Weise »erzeugt« man Mörder! Eine etwas gewagte Behauptung, wie ich gerne zugeben will, die ich jedoch auf den folgenden Seiten näher zu erläutern gedenke.

# I

## Meine Identität, meine Zugehörigkeiten

### 1

Mein Leben als Schriftsteller hat mich gelehrt, den Worten zu mißtrauen, und die scheinbar unverfänglichsten sind oft die heimtückischsten. Einer dieser falschen Freunde ist der Begriff »Identität«. Wir glauben alle genau zu wissen, was er meint, und vertrauen ihm auch dann noch, wenn er sich klammheimlich anschickt, eine völlig andere Bedeutung anzunehmen.

Es liegt mir fern, den Begriff der Identität zum x-ten Mal neu definieren zu wollen. Dies ist die Grundfrage der Philosophie, angefangen bei dem sokratischen »Erkenne dich selbst« über eine Vielzahl von Gelehrten bis hin zu Freud; um diese Frage zum heutigen Zeitpunkt erneut aufzurollen, bedürfte es einer größeren Sachkenntnis, als ich sie besitze, und größerer Kühnheit. Die Aufgabe, die ich mir stelle, ist ungleich bescheidener: Ich möchte versuchen zu verstehen, was so viele Menschen heute dazu treibt, im Namen ihrer religiös, ethnisch, national oder anderweitig bestimmten Identität Verbrechen zu begehen. War das so seit Anbeginn der Zeit, oder gibt es Gründe, die nur unsere Epoche betreffen? Meine Antworten werden manchmal vielleicht trivial erscheinen. Doch geht es mir darum, in meinen Überlegungen so nüchtern, behutsam und gewissenhaft wie möglich vorzugehen, ohne zu irgendeiner Art von Jargon oder trügerischer Verkürzung Zuflucht zu nehmen.

Auf dem Dokument, das wir unseren »Personalausweis« nennen, finden sich Name, Vorname, Geburtsdatum und Geburtsort, Paßfoto, Unterschrift, eine Aufstellung gewisser körperlicher Merkmale und manchmal auch der Fingerabdruck – ein ganzes Arsenal von Kennzeichen, um zweifelsfrei zu beweisen, daß der Träger dieses Dokuments eine bestimmte Person ist und es unter Milliarden von Menschen niemanden gibt, mit dem man sie verwechseln könnte, auch wenn dieser Jemand ihr Doppelgänger oder Zwilling wäre.

Meine Identität ist der Grund, warum ich mit keinem anderen Menschen identisch bin.

So definiert, ist Identität ein verhältnismäßig klarer Begriff, der keinen Anlaß zu Mißverständnissen geben sollte. Bedarf es wirklich ausführlicher Beweise, um festzustellen, daß es zwei miteinander identische Wesen nicht gibt und nicht geben kann? Selbst wenn es morgen gelänge, wie zu befürchten steht, Menschen zu »klonen«, wären diese strenggenommen nur zum Zeitpunkt ihrer »Geburt« identisch; vom ersten Moment an würden sie sich unterschiedlich entwickeln.

Die Identität einer jeden Person setzt sich aus einer Vielzahl von Elementen zusammen, die sich selbstverständlich nicht auf die in den Melderegistern verzeichneten Daten beschränken. Natürlich besitzen die meisten Menschen eine bestimmte Religionszugehörigkeit, eine – oder auch mehr als eine – Nationalität, gehören sie einer ethnischen Gruppe oder Sprachgemeinschaft, einer unterschiedlich großen Familie, einem Beruf, einer Institution oder einer bestimmten Gesellschaftsschicht an. Die Liste ist jedoch weitaus länger, potentiell unendlich: Man kann sich mehr oder weniger stark einer Region verbunden fühlen, einem Dorf oder Stadtviertel, einem Familienkran, einer Sport- oder Berufsgruppe, einem Freundeskreis, einer Gewerkschaft, einem Unternehmen, einer Partei, einem Verband, einer Pfarrgemeinde, einer

Gemeinschaft von Menschen, die miteinander die gleichen Leidenschaften, sexuellen Vorlieben oder körperlichen Behinderungen teilen oder die den gleichen Umweltbelastungen ausgesetzt sind.

Selbstverständlich besitzen diese Zugehörigkeiten nicht alle den gleichen Stellenwert, wenigstens nicht zum selben Zeitpunkt. Keine jedoch ist völlig bedeutungslos. Sie sind die konstitutiven Elemente der Persönlichkeit, man könnte fast sagen, die »Gene der Seele«, sofern man hinzufügt, daß sie mehrheitlich nicht angeboren sind.

Zwar läßt sich jedes dieser Elemente bei einer Vielzahl von Individuen antreffen, niemals jedoch findet man sie bei zwei verschiedenen Personen in derselben Kombination, und genau das ist es, was den Reichtum jedes einzelnen und seinen besonderen Wert ausmacht, was jeden Menschen einzigartig und im Prinzip unersetztlich sein läßt.

Es kommt vor, daß ein glücklicher oder unglücklicher Zufall, selbst eine unvermutete Begegnung, sich stärker auf unser Identitätsgefühl auswirkt als die Bindung an ein tausendjähriges Erbe. Malen wir uns den Fall eines Serben und einer Muslimin aus, die sich vor zwanzig Jahren in einem Cafe in Sarajevo kennenlernten, ein Liebespaar wurden und dann geheiratet haben. Nie wieder werden sie ihre Identität so begreifen können wie ein rein serbisches oder rein muslimisches Paar; ihre Vorstellung von Glauben und Vaterland wird niemals mehr so sein wie vorher. Beide tragen sie die Zugehörigkeiten in sich, die ihnen ihre Eltern bei der Geburt vermacht haben, aber sie werden sie nicht mehr auf die gleiche Weise wahrnehmen, ihnen nicht mehr den gleichen Stellenwert einräumen.

Verlassen wir Sarajevo noch nicht gleich. Verweilen wir dort noch für die Dauer eines kurzen Gedankenspiels. Richten wir unser Augenmerk auf einen etwa fünfzigjährigen Mann auf der Straße.

Um 1980 herum hätte dieser Mann stolz und ohne sonderliche Gemütsbewegung erklärt: »Ich bin Jugoslawe«; auf näheres Nachfragen hätte er wohl hinzugefügt, daß er im Bundesstaat Bosnien-Herzegowina lebe und, nebenbei gesagt, aus einer muslimischen Familie stamme.

Zwölf Jahre später, auf dem Höhepunkt des Krieges, würde derselbe Mann spontan und mit Nachdruck geantwortet haben: »Ich bin Muslim!« Vielleicht hätte er sich sogar den vorschriftsmäßigen Bart wachsen lassen. Gleich darauf hätte er hinzugefügt, daß er Bosnier sei, und es wäre ihm äußerst unangenehm gewesen, daran erinnert zu werden, daß er sich einst mit Stolz als Jugoslawe bezeichnet hatte.

Wenn man unseren Mann heute auf der Straße befragen würde, gäbe er sich zuvörderst als Bosnier, sodann als Muslim zu erkennen. Er sei gerade auf dem Weg in die Moschee, würde er erklären und Wert auf die Feststellung legen, daß sein Land ein Teil von Europa sei und er hoffe, es eines Tages in die Europäische Union aufgenommen zu sehen.

Träfe man denselben Menschen zwanzig Jahre später an gleicher Stelle wieder, wie würde er sich definieren wollen? Welche seiner Zugehörigkeiten würde er an die erste Stelle setzen? Die europäische? Die muslimische? Die bosnische? Ganz etwas anderes? Seine Balkanzugehörigkeit vielleicht?

Ich wage es nicht, Prognosen darüber anzustellen. Tatsächlich sind alle diese Elemente Bestandteil seiner Identität. Der Mann entstammt einer im Islam verwurzelten Familie; der Sprache nach gehört er zu den Südslawen, die einst in einem gemeinsamen Staat zusammenlebten, was heute nicht mehr der Fall ist; er wohnt in einem Land, das lange

unter osmanischer wie unter österreichischer Herrschaft stand und seinen Anteil an den großen Dramen der europäischen Geschichte hatte. In jeder Epoche hat sich eine seiner Zugehörigkeiten in einer Weise aufgeblätzt, möchte ich fast sagen, daß sie alle anderen überschattete und mit seiner Identität als solcher verschmolz. Man wird ihm im Laufe seines Lebens die unterschiedlichsten Märchen erzählt haben. Daß er Proletarier sei und sonst nichts. Daß er Jugoslawe sei und sonst nichts. Und zuletzt, daß er Moslem sei und sonst nichts; man hat ihm während einiger schwerer Monate sogar einzureden vermocht, daß ihn mit den Bewohnern von Kabul mehr verbinde als mit denen von Triest!

Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, die der Ansicht waren, daß es eine vorrangige Zugehörigkeit gebe, die den anderen unter allen Umständen so sehr überlegen sei, daß man sie zu Recht »Identität« nennen könne. Für die einen war es die Nation, für die anderen die Religion oder die Klasse. Doch braucht man nur im Geiste die verschiedenen Konflikte Revue passieren zu lassen, die sich überall auf der Welt abspielen, um festzustellen, daß keiner Zugehörigkeit eine absolute Vorrangstellung zukommt. Dort wo die Menschen sich in ihrem Glauben bedroht fühlen, scheint ihre Identität vollständig in ihrer Religionszugehörigkeit aufzugehen. Sind indes ihre Muttersprache und ihre Volksgruppe bedroht, führen sie einen erbitterten Kampf auch gegen ihre eigenen Glaubensbrüder. Türken und Kurden sind Muslime, unterscheiden sich jedoch durch die Sprache; ist ihr Konflikt deswegen weniger blutig? Hutos und Tutsis sind katholisch und sprechen die gleiche Sprache; hat sie das daran gehindert, sich gegenseitig abzuschlachten? Tschechen und Slowaken sind gleichermaßen Katholiken; war das ihrem Zusammenleben förderlich?

Alle diese Beispiele belegen die Tatsache, daß unter den Elementen, aus denen sich die Identität eines Menschen zusammensetzt, zu jedem Zeitpunkt eine gewisse Hierarchie herrscht, diese jedoch nicht unveränderlich ist; sie unterliegt dem Wandel der Zeiten und modifiziert ihre Bestandteile von Grund auf.

Übrigens sind es nicht immer die aus Sprache, Hautfarbe, Nationalität, Klasse oder Religion erwachsenen, vermeintlich übergeordneten Zugehörigkeiten, die im Leben des einzelnen den Ausschlag geben. Nehmen wir den Fall eines Homosexuellen in Italien zur Zeit des Faschismus. Dieser besondere Aspekt seiner Persönlichkeit war für ihn sicherlich von großer Bedeutung, nicht mehr jedoch als sein berufliches Engagement, seine politische oder religiöse Überzeugung. Plötzlich bricht die staatliche Repression über ihn herein, und er sieht sich von Demütigung, Deportation und Tod bedroht – bei der Wahl dieses Beispiels habe ich natürlich gewisse literarische und cineastische Reminiszenzen im Auge. Dieser Mann, der noch einige Jahre zuvor Patriot, vielleicht sogar Nationalist gewesen ist, kann fortan keine rechte Freude mehr an den aufmarschierenden italienischen Truppen finden, zweifellos beginnt er sogar ihre Niederlage herbeizuwünschen. Aufgrund der Verfolgung gewinnt seine sexuelle Ausrichtung über seine sonstigen Zugehörigkeiten die Oberhand und verdrängt bei ihm sogar das Nationalgefühl, das doch zu jener Zeit Hochkonjunktur hat. Erst nach dem Krieg, in einem toleranteren Italien, dürfte sich dieser Mann wieder uneingeschränkt als Italiener gefühlt haben.

Oft ist die Identität, die sich Menschen auf die Fahnen schreiben, ein negatives Abbild derjenigen ihrer Gegner. Ein katholischer Ire unterscheidet sich von den Engländern in erster Linie durch seine Religion, doch wird er gegenüber der Monarchie auf sein Republikanertum pochen, und selbst wenn

er das Gälische nur unvollkommen beherrscht, besitzt er doch eine eigene Art, englisch zu sprechen; ein katholischer Würdenträger mit Oxford-Akzent erschien geradezu als ein Renegat.

Es ließen sich hier noch Dutzende Beispiele nennen, um die manchmal amüsante, oft tragische Komplexität identitärer Mechanismen zu illustrieren. Ich werde auf den folgenden Seiten eine ganze Reihe von ihnen anführen, einige nur skizzenhaft, andere mehr im Detail; hauptsächlich solche, die sich auf die Region beziehen, aus der ich stamme, auf den Nahen Osten, den Mittelmeerraum, die arabische Welt und vor allem auf den Libanon – ein Land, wo man sich ständig die Frage nach seinen Zugehörigkeiten stellen muß, nach seinen Ursprüngen, seinen Beziehungen zu den anderen und nach dem Platz, den man – an der Sonne oder im Schatten – beanspruchen kann.

## 2

Von Zeit zu Zeit mache ich etwas, das ich »meine Identitätsprüfung« nennen möchte, so wie andere sich einer Gewissensprüfung unterziehen. Man wird bemerkt haben, daß es nicht mein Ziel ist, irgendeine »essentielle« Zugehörigkeit in mir auszumachen, vielmehr verfolge ich den umgekehrten Weg: Ich durchforste mein Gedächtnis, um die größtmögliche Menge an Identitätsmerkmalen zutage zu fördern, ich trage sie zusammen, stelle sie in eine Reihe und weise keines zurück.

Ich entstamme einer ursprünglich im südarabischen Raum beheimateten, seit Jahrhunderten in den Bergen des Libanons ansässigen Familie, die sich im Zuge allmählicher Migration

über verschiedene Teile der Erde, von Ägypten bis Brasilien und von Kuba bis Australien, ausgebreitet hat. Sie ist stolz darauf, immer sowohl arabisch als auch christlich gewesen zu sein, letzteres vermutlich seit dem zweiten oder dritten Jahrhundert, also lange vor dem Aufkommen des Islams und noch bevor der Westen sich zum Christentum bekehrte.

Daß ich christlicher Herkunft bin und Arabisch, die heilige Sprache des Islams, meine Muttersprache ist, gehört zu den fundamentalen Widersprüchen, die meine Identität geformt haben. Diese Sprache verbindet mich mit all denen, die sie täglich in ihren Gebeten benutzen und die sie in ihrer großen Mehrheit weniger gut beherrschen als ich. Gesetzt, man befände sich in Zentralasien und träfe am Eingang einer timuridischen Medrese einen alten Gelehrten, so bräuchte man ihn nur auf arabisch anzusprechen, damit er sich wie unter Freunden fühlt und sein Herz sprechen läßt, was er auf russisch oder englisch niemals wagen würde.

Diese Sprache haben wir gemein, er und ich und mehr als eine Milliarde anderer Menschen. Andererseits stiftet meine Zugehörigkeit zum Christentum – ob als bloßes soziologisches Faktum oder aus religiöser Überzeugung, tut nichts zur Sache – ein bedeutsames Bindeglied zwischen mir und rund zwei Milliarden Christen in aller Welt. Viele Dinge unterscheiden mich von jedem Christen wie von jedem Araber oder Muslim, doch mit jedem von ihnen verbindet mich auch eine unbestreitbare Verwandtschaft – im einen Fall ist sie religiöser und intellektueller, im andern sprachlicher und kultureller Natur.

Indes bedeutet die Tatsache, zugleich Araber und Christ zu sein, eine ganz spezielle, sehr seltene und nicht immer leicht zu bewältigende Situation, die sich nachhaltig prägend auf die Persönlichkeit auswirkt. Was mich betrifft, leugne ich nicht, daß sie maßgeblichen Einfluß auf die meisten Entscheidungen

gehört hat, die ich in meinem Leben habe treffen müssen, einschließlich der, dieses Buch zu schreiben.

Betrachte ich also diese beiden Teile meiner Identität gesondert, fühle ich mich – sei es durch die Sprache oder durch die Religion – mit gut der Hälfte der Menschheit verbunden; beide Faktoren zusammengenommen, sehe ich mich mit meiner Sonderrolle konfrontiert.

Ich könnte die gleiche Beobachtung bei anderen Zugehörigkeiten wiederholen: Die Tatsache, französischer Staatsbürger zu sein, teile ich mit rund sechzig Millionen Menschen; daß ich Libanese bin, teile ich – im Ausland lebende Personen eingeschlossen – mit acht bis zehn Millionen Menschen. Doch wie viele sind wie ich gleichzeitig Franzose und Libanese? Höchstens ein paar Tausend.

Jede meiner Zugehörigkeiten verbindet mich mit einer Vielzahl von Menschen; dagegen erweist sich meine Identität als um so unverwechselbarer, je mehr Zugehörigkeiten ich in Betracht ziehe.

Würde ich mich eingehender zu meiner Herkunft äußern wollen, müßte ich nachfragen, daß ich in die sogenannte griechisch-katholische oder melkitische Gemeinschaft hineingeboren wurde, die die päpstliche Autorität anerkennt, dabei aber bestimmten byzantinischen Riten treu bleibt. Von weitem betrachtet, ist diese Zugehörigkeit lediglich ein kurioses Detail; näher betrachtet, ist es ein entscheidender Aspekt meiner Identität: In einem Land wie dem Libanon, wo die mächtigsten Gemeinschaften lange Zeit miteinander um Gebietsansprüche und politischen Einfluß kämpften, haben sich die Angehörigen der sehr viel kleineren Gemeinschaften wie der meinen selten an Kriegshandlungen beteiligt, und sie waren die ersten, die ins Exil gingen. Was mich betrifft, so habe ich es stets abgelehnt, mich in diesen Krieg hineinziehen zu lassen, der aus meiner Sicht absurd und selbstmörderisch

war; diese Einschätzung jedoch, dieser distanzierte Blick und die Weigerung, zu den Waffen zu greifen, haben durchaus etwas mit meiner Zugehörigkeit zu einer eher marginalen Gemeinschaft zu tun.

Melkitisch also. Doch sollte eines Tages jemand auf die Idee kommen, meinen Namen in den staatlichen Melderegistern zu suchen, die im Libanon – man ahnt es – nach Konfessionen getrennt angelegt sind, wird er ihn nicht unter den Melkiten aufgeführt finden, sondern im protestantischen Register. Warum? Dies zu erzählen, würde zu weit führen. Ich will nur soviel sagen, daß es in meiner Familie zwei miteinander rivalisierende religiöse Traditionen gab und daß ich meine gesamte Kindheit hindurch Zeuge dieser Spannungen war; Zeuge und zuweilen auch Spielball: Ich wurde in der französischen Schule, bei den jesuitischen Patres, angemeldet, weil meine streng katholische Mutter bemüht war, mich dem protestantischen Einfluß zu entziehen, der damals in der Familie meines Vaters vorherrschte, wo man die Kinder traditionell in die amerikanischen oder englischen Schulen schickte. Dieser Konflikt ist der Grund für meine Frankophonie, er hatte zur Folge, daß ich während des libanesischen Bürgerkriegs nach Paris anstatt nach New York, Vancouver oder London gegangen bin und daß ich anfing, auf französisch zu schreiben.

Soll ich noch weitere Details meiner Identität anführen? Soll ich von meinem türkischen Großvater sprechen, von seiner ägyptischen Ehefrau, einer Maronitin, und von dem anderen, lange vor meiner Geburt verstorbenen Großvater, der, wie mir erzählt wurde, Dichter gewesen ist, Freidenker, vielleicht auch Freimaurer, auf jeden Fall entschieden antiklerikal? Oder soll ich bis zu jenem Ur-Ur-Großonkel zurückgehen, der als erster Moliere ins Arabische übersetzte und 1848 auf der Bühne eines osmanischen Theaters zur Aufführung brachte?

Nein, ich will es dabei bewenden lassen und lieber fragen, wie viele meiner Zeitgenossen wohl diese wenigen unterschiedlichen Dinge mit mir gemein haben, die meine Identität geformt und meinen Lebensweg in groben Zügen vorgezeichnet haben. Sehr wenige. Möglicherweise kein einziger. Und genau darauf kommt es mir an: Einzeln betrachtet, verdanke ich jeder meiner Zugehörigkeiten eine gewisse Verbundenheit mit einer Vielzahl meiner Mitmenschen; allen zusammen verdanke ich meine persönliche Identität, die mit keiner anderen übereinstimmt.

Ohne groß zu verallgemeinern, kann ich sagen: Ich habe mit jedem Menschen einige Identitätsmerkmale gemein, doch mit niemandem teile ich alle meine Zugehörigkeiten, nicht einmal einen größeren Teil; von den rund zehn Faktoren, die ich anführen könnte, würde eine Handvoll genügen, um meine besondere Identität eindeutig und unverwechselbar mit der jedes anderen zu bestimmen, und sei dieser andere auch mein eigener Sohn oder mein Vater.

Ich habe lange gezögert, bevor ich mich entschließen konnte, diese letzten Seiten zu schreiben. Sollte ich mich gleich zu Anfang dieses Buches so ausführlich über meine eigene Situation auslassen?

Einerseits lag mir daran, unter Zuhilfenahme des mir vertrautesten Beispiels darzustellen, auf welche Weise man mittels einiger Identitätsmerkmale sowohl die Verbundenheit mit seinesgleichen als auch die eigene Besonderheit betonen kann. Andererseits war mir durchaus bewußt, daß mit der intensiveren Analyse eines Einzelfalls auch das Risiko wächst, erwidert zu bekommen, es handele sich eben nur um einen Einzelfall.

Schließlich bin ich ins kalte Wasser gesprungen, in der Überzeugung, daß jeder, der sich in aller Aufrichtigkeit einer solchen »Identitätsprüfung« unterziehen würde, bald erkennen müßte, daß er ebenso ein Einzelfall ist wie ich. Die ganze Menschheit besteht nur aus Einzelfällen, das Leben »produziert« Unterschiede, und wenn etwas »reproduziert« wird, dann nie in identischer Form. Es gibt keinen Menschen, der nicht eine zusammengesetzte Identität besäße; jeder bräuchte sich nur ein paar Fragen zu stellen, um vergessene Bruchstellen, unvermutete Verzweigungen zutage zu fördern und festzustellen, wie vielschichtig, einzigartig und unersetztlich er ist.

Genau das ist es, was die Identität jedes einzelnen charakterisiert: vielschichtig, einzigartig, unersetztlich und mit keiner anderen verwechselbar zu sein. Der Grund, warum ich auf diesem Punkt beharre, ist die noch immer weitverbreitete und in meinen Augen äußerst gefährliche Denkgewohnheit, demzufolge man, um seine Identität zu bekräftigen, lediglich sagen müßte, »ich bin Araber«, »ich bin Franzose«, »ich bin Schwarzer«, »ich bin Serbe«, »ich bin Muslim«, »ich bin Jude«; wer wie ich seine vielfältigen Zugehörigkeiten geltend macht, setzt sich augenblicklich dem Vorwurf aus, seine Identität zu einem undifferenzierten Brei »einkochen« zu wollen, in dem alle Farben verblaßt sind. Dabei versuche ich das genaue Gegenteil zu sagen: Nicht, daß alle Menschen gleich sind, sondern daß jeder anders ist. Zweifellos unterscheidet sich ein Serbe von einem Kroaten, aber genauso unterscheidet sich ein Serbe auch von jedem anderen Serben und ein Kroate von jedem anderen Kroaten. Und obschon sich ein christlicher Libanese von einem muslimischen Libanesen unterscheidet, kenne ich doch keine zwei libanesischen Christen oder zwei libanesischen Muslime mit gleicher Identität, so wenig wie es zwei Franzosen, zwei Afrikaner,

zwei Araber oder zwei Juden gibt, die miteinander identisch wären. Die Personen sind nicht austauschbar, und häufig stößt man in ein und derselben ruandischen, irischen, libanesischen, algerischen oder bosnischen Familie, bei zwei im gleichen Umfeld aufgewachsenen Brüdern auf Unterschiede, die gering scheinen mögen, aber doch zu gegensätzlichem Verhalten in politischen, religiösen oder alltäglichen Angelegenheiten führen können. Unterschiede, die den einen vielleicht zum Mörder werden lassen, den anderen zu einem Mann der Verständigung und der Versöhnung.

Kaum jemand würde im Traum daran denken, dem bisher Gesagten offen zu widersprechen. Und doch benehmen wir uns so, als wenn es sich anders verhielte. Kurzerhand subsumieren wir die unterschiedlichsten Menschen unter derselben Vokabel, kurzerhand schreiben wir ihnen Verbrechen, kollektive Taten und Ansichten zu – »die Serben haben gemordet...«, »die Engländer haben verwüstet...«, »die Juden haben beschlagnahmt...«, »die Schwarzen haben in Brand gesteckt...«, »die Araber weigern sich...«. Leichtfertig fällen wir Urteile über dieses oder jenes Volk, nennen es »fleißig«, »geschickt« oder »faul«, »leicht verletzbar«, »hinterhältig«, »stolz« oder »stur«, und nicht selten endet dergleichen in Blutvergießen.

Ich weiß, daß es nicht realistisch wäre, von allen unseren Mitmenschen zu erwarten, daß sie von heut auf morgen ihre Sprachgewohnheiten ändern. Aber jeder von uns sollte sich bewußt machen, daß seine Äußerungen nicht harmlos sind und daß sie Vorurteile festschreiben helfen, die sich im Laufe der Geschichte als pervers und mörderisch erwiesen haben.

Denn oft ist es unser Blick, der die anderen in ihrem engsten Identitätsmuster einsperrt – so wie es auch unser Blick ist, der sie daraus befreien kann.

Identität ist nichts, das ein für alle Mal feststeht; sie formt und transformiert sich über ein ganzes Leben hinweg. Es wurde bereits oft und ausführlich darüber geschrieben, doch kann es nicht schaden, hier noch einmal zu betonen: die Bestandteile unserer Identität, die wir schon bei der Geburt in uns tragen, sind nicht sehr zahlreich – einige körperliche Merkmale, das Geschlecht, die Hautfarbe... Und selbst in diesen Dingen ist nicht alles angeboren. Wenn es natürlich auch nicht das soziale Umfeld ist, welches das Geschlecht bestimmt, so entscheidet es doch über die Bedeutung dieser Zugehörigkeit; es ist ein Unterschied, ob man in Kabul oder in Oslo als Mädchen zur Welt kommt, man erlebt seine Weiblichkeit nicht auf die gleiche Weise, soweinig wie irgendein anderes Element seiner Identität.

Was die Hautfarbe betrifft, ließe sich eine ähnliche Feststellung formulieren. Es ist ein Unterschied, ob man als Schwarzer in New York, Lagos, Pretoria oder Luanda zur Welt kommt, fast möchte man sagen, daß es sich in Hinblick auf die Identität nicht um die gleiche Hautfarbe handelt. Für ein Kind, das in Nigeria das Licht der Welt erblickt, ist das für seine Identität ausschlaggebende Moment nicht, ob es schwarz oder weiß ist, sondern vielmehr, ob es zu den Yoruba oder den Hausa gehört. In Südafrika ist die Hautfarbe nach wie vor ein identitätsrelevanter Faktor, die ethnische Zugehörigkeit – Zulu, Xhosa etc. – jedoch nicht minder. In den Vereinigten Staaten ist es vollkommen gleichgültig, ob die Vorfahren Yoruba oder

Hausa waren; hier sind es insbesondere die Weißen, bei denen die italienische, englische, irische oder anderweitige Abstammung für die Identität von Bedeutung ist. Im übrigen gilt jemand, der sowohl weiße als auch schwarze Vorfahren hat, in den USA als Schwarzer, in Südafrika oder Angola dagegen als »Mischling«.

Warum findet der Begriff des »Mischlings« in bestimmten Ländern Berücksichtigung, in anderen nicht? Warum spielt die ethnische Zugehörigkeit in manchen Gesellschaften eine Rolle, in anderen nicht? Für alle diese Fälle lassen sich mehr oder weniger überzeugende Erklärungen geben. Darum geht es mir hier jedoch nicht. Ich erwähne diese Beispiele nur, um die Tatsache zu unterstreichen, daß selbst Hautfarbe und Geschlecht keine »absoluten«, sondern nur »relative« Identitätsmerkmale darstellen – und das gilt erst recht für alle anderen Merkmale.

Um zu ermessen, welche Teile der Identität wirklich angeboren sind, läßt sich ein höchst aufschlußreiches Gedankenspiel anstellen. Angenommen, man würde einen Säugling im Augenblick der Geburt aus seiner Umgebung heraus in ein fremdes Umfeld versetzen und vergliche dann die verschiedenen »Identitäten«, die er erlangen könnte, die Kämpfe, die er austragen müßte oder die ihm erspart blieben: Man braucht wohl nicht zu betonen, daß er keinerlei Erinnerung an »seine« ursprüngliche Religion, an »seine« Nation oder »seine« Sprache besäße und sich sogar in die Lage versetzt sehen könnte, jene erbittert zu bekämpfen, die sonst seinesgleichen gewesen wären.

Ebenso wahr ist, daß insbesondere der Einfluß des Anderen über die Zugehörigkeit eines Menschen zu einer bestimmten Gruppe entscheidet; der Einfluß von Verwandten, Landsleuten oder Glaubensbrüdern, die ihn vereinnahmen möchten, und der Einfluß der anderen Seite, die es darauf anlegt, ihn

auszugrenzen. Jeder muß zwischen den Bahnen, die ihm vorgezeichnet werden, und denen, die man ihm versperrt oder wo man ihm Knüppel zwischen die Beine wirft, seinen eigenen Weg finden. Man ist nicht immer schon man selbst, man kann sich nicht einfach »bewußtmachen«, wer und was man ist, denn man wird es erst; und man kann sich seiner Identität nicht einfach »bewußtwerden«, denn man erlangt sie erst nach und nach.

Dieser Lernprozeß beginnt bereits in frühester Kindheit.

Bewußt oder unbewußt formen und prägen ihn die Seinen, schärfen ihm die familiären Glaubensvorstellungen, Rituale, Überzeugungen, Konventionen und natürlich seine Muttersprache ein, später Ängste, Sehnsüchte, Vorurteile, Verbitterungen sowie verschiedene Gefühle von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit.

Und ebenfalls sehr früh kommt es zu Hause, in der Schule oder in der Nachbarschaft zu den ersten Kränkungen. Die anderen lassen ihn durch Worte oder Blicke spüren, daß er arm, behindert oder ein Waisenkind, kleinwüchsig oder eine »Bohnenstange«, zu hell- oder zu dunkelhäutig, beschnitten oder nicht beschnitten ist – all die zahllosen kleineren oder größeren Unterschiede, die einer Persönlichkeit Kontur verleihen, die Verhaltensweisen, Ängste, Ansichten, Ambitionen entstehen lassen und sich oft als außerordentlich prägend erweisen, manchmal aber auch lebenslange Verletzungen nach sich ziehen.

Es sind diese Verletzungen, die in jeder Phase des Lebens die Einstellung eines Menschen gegenüber seinen Zugehörigkeiten und der unter ihnen waltenden Hierarchie bestimmen. Wenn man aufgrund seiner Religion drangsaliert wurde, wenn man wegen seiner Hautfarbe, seines Akzents oder seiner geflickten

Kleidung verspottet und gedemütigt wurde, vergißt man das niemals. Ich habe bislang stets die Tatsache betont, daß sich die Identität aus vielfältigen Zugehörigkeiten zusammensetzt; es ist jedoch unerlässlich, ebenso entschieden zu betonen, daß sie eine Einheit ist und wir sie als ein Ganzes erleben. Die Identität einer Person ist kein Nebeneinander autonomer Zugehörigkeiten, sie ist kein »patchwork« – sie ist wie das Fell einer Trommel; berührt man eine einzige Zugehörigkeit, vibriert die ganze Persönlichkeit.

Oft neigt man übrigens dazu, sich gerade in seiner am stärksten angegriffenen Zugehörigkeit wiederzuerkennen; manchmal, wenn man sich nicht stark genug fühlt, sie zu verteidigen, versteckt man sie; dann führt sie ein Schattendasein am Grunde der Seele und wartet auf ihre Revanche. Aber ganz gleich, ob man sie annimmt oder versteckt, sich diskret oder lautstark zu ihr bekennt: sie ist es, mit der man sich identifiziert. Die betreffende Zugehörigkeit – Hautfarbe, Religion, Sprache, Klasse etc. – beherrscht dann die gesamte Identität. Diejenigen, die sie miteinander teilen, fühlen sich solidarisch, finden sich zusammen, werden aktiv, stärken sich gegenseitig den Rücken und geben »der anderen Seite« die Schuld. »Ihre Identität zu behaupten«, wird für sie zwangsläufig zu einer Mutprobe, zu einem Akt der Befreiung.

Naturgemäß treten in jeder gedemütigten Gemeinschaft Anführer auf den Plan; leidenschaftlich oder berechnend schwingen sie flammende Reden, die Balsam sind für deren Wunden. Man dürfe nicht darum betteln, daß die anderen einem den schuldigen Respekt erweisen, sagen sie, man müsse sie dazu zwingen. Sie verheißen Sieg oder Vergeltung, erhitzten die Gemüter und bedienen sich zuweilen extremer Mittel, von denen einige ihrer Leidensbrüder insgeheim geträumt hatten. Fortan ist der Boden bereitet, der Krieg kann beginnen. Was immer auch geschieht, die »anderen« haben es verdient, »wir«

erinnern uns genau an »alles, was sie uns in der Vergangenheit angetan haben«; an alle Verbrechen, alle Schikanen, alle Demütigungen, alle Greuel, an sämtliche Namen, Daten und Zahlen.

Weil ich in einem Land gelebt habe, in dem Bürgerkrieg herrschte, in einem Stadtteil, der vom benachbarten Viertel aus bombardiert wurde, mit meiner jungen, schwangeren Frau und meinem kleinen Sohn ein oder zwei Nächte in einem zum Luftschutzraum umfunktionierten Keller verbracht habe – draußen der Lärm der Detonationen, drinnen tausend Gerüchte über einen bevorstehenden Angriff und tausend Geschichten über ermordete Familien –, weiß ich nur zu gut, daß die Angst jeden Menschen zu Verbrechen hinreißen kann. Wenn die Gerüchte nicht frei erfunden und in meinem Viertel wirklich Massaker begangen worden wären, wie lange hätte ich ruhig Blut bewahren können? Wenn ich, anstatt zwei Tage in diesem Schutzraum zuzubringen, gezwungen gewesen wäre, einen Monat dort auszuhalten, hätte ich dann die Waffe zurückgewiesen, falls sie mir in die Hand gedrückt worden wäre?

Ich ziehe es vor, mir diese Fragen nicht mit letzter Konsequenz zu stellen. Ich habe das Glück gehabt, nicht allzu hart auf die Probe gestellt worden zu sein, das Glück, sehr früh und unbeschadet mit den Meinen aus dem Inferno herausgekommen zu sein, das Glück, saubere Hände und ein reines Gewissen behalten zu haben. Ich sage bewußt »Glück«, denn es hätte leicht ganz anders kommen können, wenn ich zu Beginn des libanesischen Bürgerkriegs nicht sechsundzwanzig, sondern sechzehn Jahre alt gewesen wäre, wenn ich einen geliebten Menschen verloren oder einer anderen sozialen Schicht, einer anderen Gemeinschaft angehört hätte...

Nach jedem neuerlichen ethnischen Massaker fragen wir uns mit Recht, was Menschen dazu bringt, derartige Greuel zu

verüben. Bestimmte Exzesse erscheinen uns unverständlich, ihre Logik nicht nachvollziehbar. Wir sprechen dann von mörderischem Wahnsinn, von blutrünstigem, althergebrachtem, ererbtem Wahnsinn. Wenn ein einzelner, ansonsten geistig gesunder Mann von einem Tag auf den anderen zum Mörder wird, ist sicher Wahnsinn im Spiel. Doch wenn die Zahl der Mörder in die Tausende, in die Millionen geht, wenn sich das Phänomen in einem Land nach dem anderen wiederholt, in verschiedenen Kulturen, bei den Anhängern sämtlicher Religionen und selbst bei denen, die keiner angehören, reicht es nicht, von »Wahnsinn« zu sprechen. Was wir der Einfachheit halber als »mörderischen Wahnsinn« bezeichnen, ist dieser Hang unserer Mitmenschen, sich in Mörder zu verwandeln, sobald sie ihren »Stamm« bedroht fühlen. Das Gefühl der Angst oder Unsicherheit gehorcht nicht immer rationalen Überlegungen, es mag zuweilen übertrieben sein oder gar wahnhafte Züge tragen; doch von dem Moment an, da eine Bevölkerung Angst hat, ist es nicht so sehr die reale Bedrohung als vielmehr die Realität der Angst, die es zu berücksichtigen gilt.

Ich denke nicht, daß irgendeine ethnische, religiöse, nationale oder sonstige Zugehörigkeit zu Mordtaten prädestiniert. Man braucht nur die Ereignisse der letzten Jahre Revue passieren zu lassen, um festzustellen, daß jede menschliche Gemeinschaft, die sich nur irgendwie gedemütigt oder in ihrer Existenz bedroht fühlt, die Tendenz zeigt, Individuen hervorzubringen, die die schlimmsten Greuel verüben, in der Überzeugung, im Recht zu sein und das Himmelreich und die Bewunderung der Ihren zu verdienen. In jedem von uns steckt ein Mr. Hyde; es muß daher alles getan werden, damit die Bedingungen für das Hervorbrechen des Monsters nicht zustande kommen.

Ich bin nicht so vermessen, eine allgemeingültige Erklärung für sämtliche Massaker liefern oder gar ein wundersames Allheilmittel vorschlagen zu wollen. Ich glaube so wenig an einfache Lösungen wie an einfache Identitäten. Die Welt ist eine komplexe Maschinerie, der nicht mit einem Schraubenzieher beizukommen ist. Das darf uns aber nicht daran hindern, zu beobachten und verstehen zu wollen, zu mutmaßen, zu diskutieren und manchmal den einen oder anderen weiterführenden Gedanken zu entwickeln.

Der Gedanke, der sich unterschwellig durch das ganze Buch zieht, ließe sich folgendermaßen formulieren: Wenn sich Menschen aller Länder, Kulturen und Religionen so leicht in Mörder verwandeln, wenn es Fanatikern jeglicher Couleur so leicht gelingt, sich zu Verteidigern der Identität aufzuschwingen, dann deswegen, weil die noch überall auf der Welt vorherrschende »tribale« Auffassung von Identität ein solches Gebaren begünstigt: eine aus vergangenen Konflikten ererbte Auffassung, die viele von uns ablehnen würden, wenn sie sie genauer unter die Lupe nähmen, der wir aber aus Gewohnheit, Phantasielosigkeit oder Resignation die Treue halten – und mit der wir ungewollt zu den Tragödien von morgen beitragen werden.

Ich habe diesem Buch den Titel »Mörderische Identitäten« gegeben. Diese Formulierung erscheint mir insofern nicht überzogen, als die von mir kritisierte Auffassung, welche die Identität auf eine einzige Zugehörigkeit reduziert, die Menschen in eine parteiische, sektiererische, intolerante, herrische, manchmal selbstmörderische Haltung treibt und sie nicht selten zu Mördern oder Gefolgsleuten von Mördern

werden lässt. Ihre Sicht der Welt ist durch diese Auffassung entstellt und verzerrt. Alle, die derselben Gemeinschaft angehören, sind »die Unsrigen«, man zeigt sich solidarisch mit ihrem Schicksal, erlaubt es sich aber auch, ihnen gegenüber tyrannisch aufzutreten: Wenn man sie für »lau« erachtet, beschimpft, terrorisiert und bestraft man sie als »Verräter« und »Abtrünnige«. Was die Vertreter der anderen Seite betrifft, so wird kaum je der Versuch gemacht, sich in ihre Lage zu versetzen, man hütet sich vor der Frage, ob sie in dieser oder jener Sache wirklich so vollkommen unrecht haben, vermeidet tunlichst, sich durch ihre Klagen, ihre Leiden oder durch die Ungerechtigkeiten, die ihnen widerfahren sind, milde stimmen zu lassen. Was zählt, ist nur der Standpunkt der »Unsrigen«, der sich nicht selten mit dem der militantesten, demagogischsten und fanatischsten Repräsentanten einer Gemeinschaft deckt.

Sobald man dagegen seine Identität als Summe vielfältiger Zugehörigkeiten begreift, von denen einige mit der Geschichte eines Volkes verknüpft sind und andere nicht, einige mit einer religiösen Tradition verknüpft sind und andere nicht, sobald man bei sich selbst, in seiner Abstammung, seiner Biographie, diverse Komponenten, diverse Vermischungen, diverse Schnittmengen, unterschwellige und widersprüchliche Einflüsse erkennt, entsteht ein verändertes Verhältnis zu den anderen sowie zum eigenen »Stamm«. Es gibt dann nicht mehr bloß »die Unsrigen« und »die anderen«: zwei Armeen in Schlachtordnung, die sich auf das nächste Gefecht vorbereiten, auf den nächsten Racheakt; es gibt fortan auf »unserer« Seite Personen, mit denen ich letztendlich sehr wenig gemein habe, und Personen auf Seiten der »anderen«, denen ich mich zutiefst verbunden fühlen kann.

Was aber die zuvor erwähnte Haltung betrifft, so lässt sich unschwer vorstellen, wie sie die Menschen zu extremen

Handlungen verleiten kann: Wenn sie das Gefühl haben, daß »die anderen« eine Bedrohung für ihr Volk, ihre Religion oder ihre Nation darstellen, erscheint ihnen alles, wodurch sie diese Bedrohung abwenden können, völlig legitim; selbst vor Massakern schrecken sie nicht zurück, denn sie sind überzeugt, daß es sich um eine notwendige Maßnahme handelt, um das Leben der Ihren zu schützen. Und da alle in ihrem Umfeld dieses Gefühl teilen, haben die Mörder oft ein gutes Gewissen und wundern sich, daß man sie Verbrecher nennt. Sie können unmöglich Verbrecher sein, beteuern sie, wo sie doch nur versuchen, ihre alte Mutter, ihre Brüder und Schwestern, ihre Kinder zu beschützen.

Das Gefühl, für das Überleben ihrer Leute einzutreten, von ihren Gebeten begleitet zu werden und einen – wenn nicht unmittelbar, so doch auf lange Sicht – legitimen Verteidigungskampf zu führen, kennzeichnet übereinstimmend all jene, die im Laufe der letzten Jahre an allen Enden der Welt, von Ruanda bis Ex-Jugoslawien, die abscheulichsten Verbrechen begangen haben.

Es handelt sich hierbei nicht um Einzelfälle, vielmehr gibt es auf der Welt unzählige Gemeinschaften, die entweder bis heute Opfer von Verfolgung sind oder die Erinnerung an frühere Leiden bewahren und nur davon träumen, Vergeltung zu üben. Wir können ihrem Martyrium unser Mitgefühl nicht versagen, empfinden Sympathie für ihr Verlangen, offen ihre Sprache sprechen, ohne Furcht ihre Religion ausüben oder ihre Traditionen pflegen zu dürfen. Doch vom Mitleid lassen wir uns manches Mal zu Nachsichtigkeit verleiten. Wir verzeihen denen, die unter kolonialistischer Arroganz, unter Rassismus und Fremdenhaß gelitten haben, die Auswüchse ihrer eigenen nationalistischen Arroganz, ihres eigenen Rassismus, ihrer eigenen Fremdenfeindlichkeit und verlieren darüber das

Schicksal ihrer Opfer aus den Augen – zumindest so lange, wie das Blut noch nicht in Strömen fließt.

Man weiß nie genau, wo das Recht, seine Identität zu behaupten, endet und die Verletzung der Rechte anderer beginnt. Sagte ich nicht vorhin, das Wort Identität sei ein »falscher Freund«? Zuerst drückt sich in ihm eine legitime Forderung aus, und plötzlich wird es zu einem Werkzeug des Krieges. Der Übergang von einer Bedeutung zur anderen ist fließend, gleichsam natürlich, und gelegentlich fallen wir alle darauf herein. Wir verurteilen eine Ungerechtigkeit, verteidigen die Rechte einer leidenden Bevölkerung, und tags darauf finden wir uns als Komplizen einer Bluttat wieder.

Sämtliche Massaker der vergangenen Jahre sowie die meisten blutigen Konflikte stehen in Zusammenhang mit sehr alten und verwickelten »Identitätsgeschichten«. Manchmal sind die Opfer auf vertrackte Weise immer die gleichen; manchmal kehren sich die Verhältnisse um: aus den Henkern von gestern werden Opfer, und die Opfer verwandeln sich in Henker. Dazu muß man sagen, daß diese Bezeichnungen nur für Außenstehende von Bedeutung sind; diejenigen, die unmittelbar in diese Konflikte verstrickt sind, die gelitten und in Angst gelebt haben, kennen nur »wir« und »die anderen«, Beleidigung und Vergeltung, sonst nichts. »Wir« sind prinzipiell und per Definition unschuldige Opfer, »die anderen« prinzipiell schuldig, seit langem schuldig, ganz gleich, was sie gegenwärtig erdulden mögen.

Und wenn unser Blick, der Blick der Außenstehenden, sich in dieses perverse Spiel einmischt, wenn wir der einen Gemeinschaft die Rolle des Lamms, der anderen die des Wolfes zuordnen, dann billigen wir unwissentlich den Verbrechen der einen Seite von vornherein Straffreiheit zu. Es ist in den jüngsten Konflikten sogar vorgekommen, daß bestimmte Gruppen Greuelaten an der eigenen Bevölkerung

begangen haben, weil sie wußten, daß die internationale Öffentlichkeit spontan ihre Gegner dafür verantwortlich machen würde.

Eine Parallele findet diese Einstellung in einer anderen, ebenso unseligen Form von Nachsichtigkeit. Ich meine die jener unverbesserlichen Skeptiker, die bei jedem erneuten, durch Identitätskonflikte ausgelösten Blutbad eiligst verkünden, daß es dergleichen seit Urzeiten gegeben habe und es illusorisch sei zu hoffen, die Dinge würden sich ändern. Ethnische Massaker werden, bewußt oder unbewußt, zuweilen als Verbrechen aus Leidenschaft, kollektiver Leidenschaft, eingestuft – bedauerlich zwar, aber doch verständlich, da »in der menschlichen Natur angelegt«...

Diese Haltung des »Leben-und-Töten-Lassens« hat bereits eine Menge Unheil angerichtet, und die Abgeklärtheit, die ihre Vertreter sich zugute halten, erscheint mir anmaßend. Daß bis zur Stunde auf der ganzen Welt – und nicht nur unter Fanatikern – die »tribale« Auffassung von Identität vorherrscht, ist leider die reine Wahrheit. Doch wie viele Auffassungen haben nicht jahrhundertelang Geltung besessen und sind heute nicht mehr akzeptabel, etwa die »natürliche« Vorherrschaft des Mannes über die Frau, die Rangordnung unter den Rassen oder auch, uns noch am nächsten, die Apartheid und die diversen Formen von Segregation? Lange Zeit galt auch die Folter als »normale« Praxis der Gerichtsbarkeit und die Sklaverei als eine Realität, die selbst große Gelehrte der Vergangenheit in Frage zu stellen sich hüteten. Dann haben sich allmählich neue Ideen durchsetzen können: die Idee, daß alle Menschen Rechte besitzen, die definiert und respektiert werden müssen; die Idee, daß Frauen und Männern die gleichen Rechte zustehen; die Idee, daß auch

die Natur ein schützenswertes Gut ist; die Idee, daß es auf immer mehr Gebieten Interessen gibt, die allen Menschen gemein sind: Umwelt, Frieden, internationaler Austausch, Bekämpfung von Seuchen; die Idee, daß man sich in die inneren Angelegenheiten eines Landes einmischen kann oder sogar soll, wenn dort die Grundrechte von Menschen verletzt werden...

Ich will damit sagen, daß Auffassungen, die die gesamte Geschichte hindurch vorherrschend waren, nicht unbedingt auch in den kommenden Jahrzehnten Geltung haben müssen. Wenn sich die Realität verändert, sind wir gezwungen, unsere Einstellungen und Gewohnheiten zu überdenken; wenn solche Veränderungen zu schnell eintreten, sind wir mit unserem geistigen Rüstzeug nicht mehr auf der Höhe der Zeit und stehen plötzlich vor der Situation, mit Wassereimern gegen Feuersbrünste anzukämpfen.

Im Zeitalter der Globalisierung mit seinen schwindelerregenden Umwälzungen, die uns alle erfassen, ist ein neues Verständnis von Identität vonnöten. Wir können uns nicht damit zufriedengeben, Milliarden von ratlosen Menschen nur die Wahl zwischen einem übertriebenen Beharren auf ihrer Identität und dem Verlieren jeglicher Identität, zwischen Fundamentalismus und Traditionsvorurteil zu lassen. Genau darauf aber läuft das immer noch vorherrschende Verständnis von Identität hinaus. Wenn unsere Zeitgenossen nicht ermutigt werden, sich zu ihren vielfältigen Zugehörigkeiten zu bekennen, wenn sie ihr Bedürfnis nach Identität nicht mit einer freimütigen und unverkrampften Offenheit verschiedenen Kulturen gegenüber in Einklang bringen können, wenn sie das Gefühl haben, sie müßten sich entweder gegen sich selbst oder gegen die anderen entscheiden, dann sind wir auf dem besten Wege, uns Heerscharen blutrünstiger Irrer oder Narren heranzuziehen.

Ich möchte aber noch kurz auf einige der Beispiele zurückkommen, die ich eingangs erwähnt habe: Ein Mann mit serbischer Mutter und kroatischem Vater wird sich, wenn er seine doppelte Zugehörigkeit anzunehmen vermag, niemals an einem Massaker, einer ethnischen »Säuberung« beteiligen; der Sohn einer Hutu-Mutter und eines Tutsi-Vaters, dem es gelingt, die beiden »Komponenten« zu bejahen, denen er sein Leben verdankt, wird nie zum Schlächter oder Massenmörder werden; und weder der junge Franko-Algerier noch der junge Deutsch-Türke, die ich oben angesprochen habe, werden sich auf die Seite der Fanatiker schlagen, wenn sie ihre plurale Identität unbeschwert ausleben können.

Man täte abermals unrecht daran, in diesen Beispielen lediglich Extremfälle zu sehen. Überall, wo heute Gruppen von Menschen miteinander in Berührung kommen, die sich durch ihre Religion, Hautfarbe, Sprache, ethnische Zugehörigkeit oder Nationalität unterscheiden, überall, wo sich mehr oder weniger alte, mehr oder weniger gewaltsame Spannungen entwickeln – zwischen Immigranten und einheimischer Bevölkerung ebenso wie zwischen Weißen und Schwarzen, Katholiken und Protestanten, Juden und Arabern, Hindus und Sikhs, Litauern und Russen, Serben und Albanern, Griechen und Türken, Anglo-Kanadiern und Quebecern, Flamen und Wallonen, Chinesen und Malaien etc. –, überall, in jeder geteilten Gesellschaft, findet sich eine bestimmte Anzahl Männer und Frauen, die widersprüchliche Zugehörigkeiten verkörpern und auf der Grenze zwischen zwei gegensätzlichen Gemeinschaften leben, Menschen, die gewissermaßen von ethnischen, religiösen oder anderweitigen Bruchlinien durchzogen sind.

Wir haben es nicht mit ein paar Randgruppen zu tun, ihre Zahl geht in die Tausende, in die Millionen, und sie wächst kontinuierlich. Als »Grenzgänger« – von Geburt, aufgrund der

Wechselfälle des Lebens oder auch aus freien Stücken – vermögen sie auf die Ereignisse Einfluß zu nehmen und die Waage nach der einen oder anderen Seite ausschlagen zu lassen. Diejenigen unter ihnen, die ihre Vielfalt uneingeschränkt zur Geltung bringen können, werden als »Schaltstellen« zwischen den verschiedenen Gemeinschaften und Kulturen dienen; sie werden in den Gesellschaften, in denen sie leben, gewissermaßen die Rolle eines sozialen »Bindemittels« spielen. Dagegen wird man diejenigen, die ihrer Vielfalt keinen Raum geben können, zuweilen auf selten derer wiederfinden, die für ihre Identität zu Mördern werden und brutal gegen Menschen vorgehen, die den Teil von ihnen verkörpern, den sie selbst vergessen machen möchten. Ein »Selbsthaß«, für den es in der Geschichte unzählige Beispiele gibt.

## 5

Natürlich sind meine Äußerungen die eines Migranten und Angehörigen einer Minderheit. Mir scheint jedoch, daß sie eine Sensibilität widerspiegeln, die von immer mehr Menschen geteilt wird. Besteht die Eigenart unserer Epoche nicht gerade darin, daß sie in gewissem Sinne alle Menschen zu Migranten und Angehörigen einer Minderheit gemacht hat? Wir alle sind gezwungen, in einem Universum zu leben, das kaum noch Ähnlichkeit mit der Heimat unserer Kindheit besitzt; wir alle müssen neue Sprachen, neue Ausdrucksweisen, neue Codes erlernen; und alle haben wir den Eindruck, daß unsere Identität, wie sie sich uns von klein auf dargestellt hat, bedroht ist.

Viele haben das Land ihrer Geburt verlassen, und viele, die es nicht verlassen haben, erkennen es nicht wieder. Zum Teil

ist dies zweifellos einem charakteristischen Zug der menschlichen Seele, ihrem natürlichen Hang zur Nostalgie geschuldet; nicht minder jedoch der Tatsache, daß uns die beschleunigte Entwicklung in dreißig Jahren hat durchmachen lassen, was sich zu anderen Zeiten über viele Generationen hinweg vollzog.

Auch ist der Status eines Migranten nicht mehr nur der einer Gruppe von Personen, die ihrem heimatlichen Umfeld entrissen wurde; er hat exemplarischen Wert erhalten. Der Migrant ist das erste Opfer der »tribalen« Auffassung von Identität. Wenn es nur eine Zugehörigkeit gibt, die zählt, wenn man sich um jeden Preis entscheiden muß, dann fühlt er sich gespalten, hin und her gerissen, dazu verurteilt, entweder sein Heimatland oder sein Gastland zu verraten, ein Verrat, den er nicht ohne Verbitterung und Zorn erleben wird.

Bevor man zum Immigranten wird, ist man Emigrant; bevor man in einem Land ankommt, hat man ein anderes verlassen müssen, und die Gefühle eines Menschen gegenüber dem Ort, den er verlassen hat, sind niemals einfach. Letztlich ist man fortgegangen, weil es Dinge gab, die man abgelehnt hat – Repression, Unsicherheit, Armut, Perspektivlosigkeit. Oft jedoch ist diese Ablehnung mit Schuldgefühlen verbunden. Da sind die Angehörigen, die man zurückgelassen hat, ein Haus, in dem man aufgewachsen ist, unzählige angenehme Erinnerungen. Und es gibt Bindungen, die nicht abreissen, zu einer Sprache, einer Religion, auch zur Musik, zu den Gefährten des Exils, den Festen, der heimischen Küche.

Nicht minder ambivalent sind auch die Gefühle, die man gegenüber dem Gastland empfindet. Hierhergekommen ist man, weil man sich ein besseres Leben für sich und die Seinen erhoffte; doch diese Erwartung findet ihr Pendant in einer Furcht vor dem Unbekannten – zumal die Kräfte ungleich verteilt sind: man fürchtet, zurückgewiesen, gedemütigt zu

werden, und wird hellhörig für Verhaltensweisen, die Verachtung, Ironie oder Mitleid verraten.

Der erste Impuls besteht nicht darin, seine Andersheit herauszustreichen, sondern darin, nicht aufzufallen. Der geheime Traum der meisten Migranten ist es, für Landeskinder gehalten zu werden. Sie sind anfänglich versucht, ihre Gastgeber zu imitieren, und manchmal gelingt es ihnen. Meistens jedoch nicht. Sie haben nicht den richtigen Akzent, nicht die richtige Hautfarbe, weder den richtigen Vor- oder Nachnamen noch die richtigen Papiere, die dazu nötig sind, und ihre List fliegt sehr schnell auf. Viele wissen, daß es die Mühe nicht lohnt, es zu versuchen, und tragen aus Stolz oder aus Trotz ihre Andersheit deutlicher zur Schau, als es der Wirklichkeit entspricht. Einige gehen sogar noch weiter; ihre Frustration entlädt sich in brutalem Protest.

Wenn ich hier näher auf den Gemütszustand der Migranten eingehe, dann nicht nur, weil mir dieses Dilemma persönlich vertraut ist, sondern auch, weil die Folgen identitärer Konflikte in diesem Bereich weit verheerender ausfallen können als in anderen.

In zahlreichen Ländern, in denen heute eine autochthone Bevölkerung und Trägerin der örtlichen Kultur mit einer erst kürzlich zugewanderten Bevölkerung in Berührung kommt, die andere Traditionen mitbringt, treten Spannungen zutage, die das Verhalten jedes einzelnen, das soziale Klima und die politische Diskussion belasten. Um so wichtiger ist es daher, einen besonnenen und gelassenen Blick auf diese emotionsgeladenen Fragen zu werfen.

Die Besonnenheit ist eine Gratwanderung, der schmale Pfad zwischen zwei Abgründen, zwei extremen Auffassungen. Hinsichtlich der Immigration besteht das eine Extrem darin,

das Gastland als ein unbeschriebenes Blatt anzusehen, auf dem jeder eintragen kann, was er möchte, oder schlimmer, als ein Niemandsland, auf dem sich jeder mit Sack und Pack niederlassen kann, ohne an seinen Verhaltensweisen und Gewohnheiten das mindeste ändern zu müssen. Das andere Extrem besteht darin, das Gastland als eine bereits abgeschlossene Seite zu betrachten, als ein Land, dessen Gesetze, Werte, religiöse Überzeugungen, kulturelle und menschliche Eigenheiten ein für allemal festgeschrieben sind und das den Immigranten keine andere Möglichkeit läßt, als sich anzupassen.

Beide Auffassungen erscheinen mir gleichermaßen wirklichkeitsfremd, unsinnig und schädlich. Sollte ich sie überzeichnet haben? Wohl kaum, leider. Und selbst wenn ich es getan hätte, wäre es kein Schaden, da Karikaturen jedem Gelegenheit bieten, sich die Absurdität der eigenen, hier zu äußerster Konsequenz getriebenen Position vor Augen zu führen; während einige weiter an ihr festhalten werden, dürften verständigere Menschen der doch wohl konsensfähigen Einsicht ein Stück näher rücken, daß nämlich das Gastland weder ein unbeschriebenes noch ein volles Blatt ist, sondern eines, das gerade geschrieben wird.

Seine Geschichte gilt es zu respektieren – und wenn ich Geschichte sage, dann als jemand, der sich für Geschichte begeistert, für den dieser Begriff kein Synonym für hohle Nostalgie oder Rückwärtsgewandtheit ist, für den er im Gegenteil all das einschließt, was über Jahrhunderte hinweg geschaffen wurde, das Gedächtnis, die Symbole, die Institutionen, die Sprache, die Kunstwerke, Dinge, denen man sich zu Recht verbunden fühlen kann. Gleichzeitig wird jeder zugeben, daß die Zukunft eines Landes nicht eine bloße Verlängerung seiner Geschichte sein kann – es wäre sogar höchst bedauerlich für ein Volk, wenn es seine Geschichte

höher einstuft als seine Zukunft; als eine Zukunft, die aus einem gewissen Geist der Kontinuität heraus entsteht, aber mit tiefgreifenden Veränderungen und bedeutenden Einflüssen von außen einhergeht, wie dies in den großen Momenten der Vergangenheit der Fall gewesen ist.

Sollte ich lediglich Dinge aufgezählt haben, die sich von selbst verstehen? Vielleicht. Aber da die Konflikte anhalten und sich noch verschärfen, sind diese Wahrheiten wohl nicht selbstverständlich genug oder auch nicht genau genug bekannt. Was ich herausarbeiten will, ist nicht so sehr ein Konsens als vielmehr ein Verhaltenskodex, oder doch zumindest eine Art »Narrensicherung« für beide Seiten.

Ich sage ausdrücklich: für beide Seiten. Die von mir gewählte Herangehensweise enthält die permanente Forderung nach Gegenseitigkeit – das meint ein Bemühen sowohl um Ausgewogenheit als auch um Konsequenz. In diesem Sinne würde ich zunächst »den einen« gern sagen: »Je mehr Ihr Euch von der Kultur des Gastlandes durchdringen laßt, desto mehr werdet Ihr es mit der Euren durchdringen können«; dann »den anderen«: »Je mehr ein Immigrant das Gefühl hat, daß seine Kultur respektiert wird, desto mehr wird er sich der Kultur des Gastlandes öffnen.«

Zwei »Gleichungen«, die ich im selben Atemzug nenne, weil sie untrennbar zusammengehören wie die Beine eines Schemels. Oder, prosaischer noch, wie die Klauseln eines Vertrages. Denn genau darum handelt es sich, um einen moralischen Vertrag, der auf jeden einzelnen Fall genauestens abgestimmt werden sollte: Was gehört zum Grundbestand einer Landeskultur, von dem man erwartet, das sich ihm alle verpflichtet fühlen, und was kann zu Recht kritisiert oder abgelehnt werden? Die gleiche Fragestellung gilt für die Ursprungskultur des Immigranten: Welche Bestandteile dieser Kultur verdienen es, dem Gastland als eine wertvolle »Mitgift«

angetragen zu werden, und welche Gewohnheiten, welche Praktiken sollten in die »Rumpelkammer« wandern?

An diesen Fragen führt kein Weg vorbei, und jeder muß sich die Mühe machen, darüber von Fall zu Fall nachzudenken, selbst wenn die verschiedenen Antworten, die man beibringen könnte, niemals völlig zufriedenstellend sein werden. Auch ich, der ich in Frankreich lebe, getraue mich nicht, all die Teile seines Erbes aufzuzählen, die von denen anerkannt werden sollten, die dort leben möchten; jedes Detail, das ich nennen würde, gleichgültig, ob es sich dabei um ein republikanisches Prinzip, einen Aspekt der Lebensweise, eine bedeutende Persönlichkeit oder um einen symbolträchtigen Ort handelt, ausnahmslos jedes Detail könnte mit gutem Recht in Frage gestellt werden; es wäre jedoch verfehlt, daraus zu schließen, man könnte alles in Bausch und Bogen ablehnen. Daß eine Wirklichkeit unscharf, ungreifbar und fließend ist, heißt nicht, daß es sie nicht gibt.

Das Schlüsselwort ist wiederum Gegenseitigkeit: Wenn ich mich zu meinem Gastland bekenne, wenn ich es als das meine betrachte, wenn ich der Ansicht bin, daß es fortan ein Teil von mir ist wie ich ein Teil von ihm, und wenn ich mich entsprechend verhalte, dann habe ich das Recht, jeden seiner Aspekte zu kritisieren; umgekehrt, wenn dieses Land mich respektiert, wenn es meinen Beitrag anerkennt, wenn es mich in meiner Eigenart fortan als Teil von sich betrachtet, dann hat es das Recht, bestimmte Aspekte meiner Kultur abzulehnen, die mit seiner Lebensweise oder dem Geist seiner Institutionen unvereinbar sein könnten.

Das Recht, den anderen zu kritisieren, erwirbt, verdient man sich. Begegnet man jemandem mit Feindseligkeit und Verachtung, wird die geringste kritische Bemerkung, so berechtigt sie auch sein mag, aggressiv erscheinen und dazu führen, daß er sich auf etwas verstieft, sich verschließt und

schwerlich bereit sein wird, sich zu ändern; wenn man dagegen jemandem freundlich, mit Sympathie und Rücksicht begegnet, und dies nicht nur zum Schein tut, sondern ehrlich so empfindet, dann kann man es sich erlauben, an ihm das zu kritisieren, was man für kritikwürdig hält, und wird gute Chancen haben, Gehör zu finden.

Sollte ich beim Schreiben dieser Zeilen an Kontroversen gedacht haben wie jene, die sich in einigen Ländern an der Frage des islamischen Kopftuchs entzündet hat? Nicht in erster Linie. Ich bin allerdings überzeugt, daß derartige Probleme leichter zu lösen wären, wenn im Verhältnis zu den Immigranten eine andere Geisteshaltung tonangebend wäre. Wenn ich das Gefühl habe, daß meine Sprache verachtet, meine Religion verspottet, meine Kultur herabgewürdigt wird, dann reagiere ich damit, daß ich die Attribute meiner Andersheit demonstrativ zur Schau trage. Wenn ich mich dagegen geachtet fühle, wenn mein Gefühl mir sagt, daß es einen Platz für mich gibt in dem Land, in dem ich mich zu leben entschlossen habe, dann verhalte ich mich anders.

Um entschlossen auf den anderen zuzugehen, muß man dies mit offenen Armen und erhobenen Hauptes tun, und man geht nur dann mit offenen Armen auf jemanden zu, wenn man dies erhobenen Hauptes tun kann. Wenn man auf Schritt und Tritt das Gefühl hat, die Seinen zu verraten und sich selbst zu verleugnen, schmälerst das die Bereitschaft, auf den anderen zuzugehen; wenn der, dessen Sprache ich erlerne, die meine nicht achtet, ist das Sprechen seiner Sprache nicht länger eine Geste der Aufgeschlossenheit, sondern wird zu einem Akt des Gehorsams und der Unterwerfung.

Um aber noch einmal auf das Tragen des besagten Kopftuchs zurückzukommen, so zweifle ich nicht, daß es sich dabei um

ein rückwärts gewandtes, rückschrittliches Verhalten handelt. Ich könnte des längeren erklären, warum ich dieser Ansicht bin, könnte meine Überzeugungen ins Feld führen und an verschiedene Episoden der muslimisch-arabischen Geschichte erinnern, an den langen Kampf ihrer Frauen um Gleichberechtigung. Ein müßiges Unterfangen, denn die eigentliche Frage ist eine andere. Die eigentliche Frage ist nicht, ob wir es mit einem Konflikt zwischen Altertum und Moderne zu tun haben, sondern warum die Moderne in der Geschichte der Völker gelegentlich auf Ablehnung stößt, warum man in ihr nicht immer einen Fortschritt und eine willkommene Weiterentwicklung sieht.

Im Rahmen einer Reflexion über Identität ist diese Fragestellung von zentraler Bedeutung – heute mehr denn je. Und das Beispiel der arabischen Welt ist in dieser Hinsicht eines der aufschlußreichsten.

## II

# Wenn die Moderne vom Anderen kommt

1

All jene, die die arabische Welt fasziniert, verzaubert, beunruhigt, erschreckt oder irritiert, werden sich von Zeit zu Zeit unweigerlich gewisse Fragen stellen.

Warum die Kopftücher, die Tschadors, die tristen Bärte, die Aufrufe zum Mord? Warum diese ständigen Manifestationen von Mittelalterlichkeit und Gewalt? Ist all das untrennbar mit jenen Gesellschaften, mit ihrer Kultur, ihrer Religion verbunden? Ist der Islam unvereinbar mit Freiheit, mit Demokratie, mit Menschenrechten und Gleichberechtigung, mit der Moderne?

Es ist normal, daß derartige Fragen gestellt werden, und sie haben etwas Besseres verdient als die verkürzenden Antworten, mit denen sie auf beiden Seiten allzuoft abgetan werden. Ich habe kein Verständnis für jene, die gestern wie heute bei jedem empörenden Vorfall die immergleichen Vorurteile gegen den Islam herbeten, um daraus definitive Schlüsse auf die Natur bestimmter Völker und ihre Religion abzuleiten. Zugleich fühle ich mich nicht wohl bei den bemühten Rechtfertigungen derer, die ohne mit der Wimper zu zucken wiederholen, daß alle diese Vorfälle auf einem bedauernswerten Mißverständnis beruhen und daß der Islam seinem Wesen nach tolerant sei; ihre Motive sind ehrenwert, und ich stelle sie nicht auf eine Stufe mit denen, die den Haß schüren, doch ihre Argumentation überzeugt mich nicht.

Die Schuld für eine strafliche Handlung, die im Namen gleich welcher Doktrin verübt wurde, ist nicht automatisch dieser Doktrin anzulasten; selbst wenn ihr nicht jeder Zusammenhang mit dieser Handlung abgesprochen werden kann. Mit welchem Recht könnte ich beispielsweise behaupten, daß die Taliban in Afghanistan nichts mit dem Islam, Pol Pot nichts mit dem Marxismus und Pinochet nichts mit dem Christentum zu tun haben? Als außenstehender Beobachter muß ich wohl feststellen, daß jeder dieser Fälle eine mögliche Umsetzung der fraglichen Doktrin darstellt, sicherlich weder die einzige noch die am weitesten verbreitete, aber eine, die man nicht einfach vom Tisch wischen kann. Man würde es sich zu leicht machen, derartige Exzesse als unausweichlich zu bezeichnen, so wie es auch völlig absurd wäre, beweisen zu wollen, daß sie niemals hätten geschehen dürfen und daß es sich um bloße Zufälle handelt. Sie sind geschehen, weil dafür eine gewisse Wahrscheinlichkeit bestand.

Für jemanden, der sich zu einem System religiöser Überzeugungen bekennt, ist es völlig legitim zu sagen, daß er sich in dieser Interpretation der Lehre wiederfinde und in jener nicht. Ein gläubiger Muslim kann der Meinung sein, das Verhalten der Taliban widerspreche – oder widerspreche nicht – dem Buchstaben und dem Geist seines Glaubens. Ich, der ich kein Muslim bin und mich auch bewußt außerhalb jedes Systems religiöser Überzeugungen stelle, fühle mich in keiner Weise befähigt zu unterscheiden, was mit dem Islam in Einklang steht und was nicht. Natürlich habe ich meine Wünsche, meine Präferenzen, meinen Standpunkt in der Sache. Ich bin sogar unablässig versucht zu sagen, daß sich dieses oder jenes übertriebene Verhalten – Bombenanschläge, das Verbot von Musik oder die Legalisierung der Beschneidung – nicht mit meiner Sicht des Islams verträgt. Aber meine Sicht

des Islams spielt keine Rolle. Und selbst wenn ich der frömmste und gebildetste Rechtsgelehrte gewesen wäre, hätte meine Meinung keiner Kontroverse ein Ende gesetzt.

Man mag sich in die heiligen Texte vertiefen, soviel man will, mag noch so viele Exegeten zu Rate ziehen und Argumente zusammentragen, es wird immer unterschiedliche, gegensätzliche Interpretationen geben. Dieselben Bücher können als Grundlage dafür dienen, sich mit der Sklaverei abzufinden oder sie zu verurteilen, Heiligenbilder zu verehren oder sie zu verbrennen, Wein zu verbieten oder zuzulassen, Demokratie oder Theokratie zu predigen; alle menschlichen Gesellschaften haben es über die Jahrhunderte hinweg verstanden, die heiligen Textstellen ausfindig zu machen, die ihre gegenwärtigen Praktiken zu rechtfertigen schienen. Es mußten zwei- oder dreitausend Jahre vergehen, bevor sich die christlichen und jüdischen Gesellschaften, die sich auf die Bibel berufen, der Einsicht öffneten, daß man das »Du sollst nicht töten« auch auf die Todesstrafe beziehen könnte; in hundert Jahren wird man uns erklären, daß sich dies von selbst verstehe. Nicht der Text ändert sich, es ist unser Blickwinkel, der sich ändert. Der Text jedoch wirkt sich auf die Verhältnisse in der Welt nur vermöge unseres Blickes aus: Er verweilt in jeder Epoche bei bestimmten Sätzen und gleitet über andere hinweg, ohne sie zu sehen.

Aus diesem Grund ist es meiner Ansicht nach müßig zu fragen, was das Christentum, der Islam oder der Marxismus »in Wahrheit« sagen. Wenn man Antworten sucht und nicht bloß die Bestätigung positiver oder negativer Vorurteile, sollte man nicht das Wesen der Lehre unter die Lupe nehmen, sondern das Verhalten derer, die sich im Laufe der Geschichte auf sie berufen haben.

Ist das Christentum seinem Wesen nach von Achtung vor der Freiheit anderer, von Toleranz und demokratischer Gesinnung geprägt? Die so formulierte Frage wird man wohl mit »nein« beantworten müssen. Man braucht nur einige Geschichtsbücher zu Rate zu ziehen, um sich davon zu überzeugen, daß in den letzten zweitausend Jahren im Namen der Religion ausgiebig gefoltert, verfolgt und gemordet wurde, daß die höchsten kirchlichen Würdenträger sowie die überwältigende Mehrheit der Gläubigen sich bestens mit dem Sklavenhandel, mit der Unterdrückung der Frauen, mit den schlimmsten Diktaturen und mit der Inquisition arrangiert haben. Ist das Christentum also seinem Wesen nach despotisch, rassistisch, intolerant und rückschrittlich? Keineswegs, man muß sich nur umschauen, um festzustellen, daß es sich heute mit den Menschenrechten, der freien Meinungsäußerung und der Demokratie durchaus verträgt. Muß man daraus schließen, daß sich das Wesen des Christentums gewandelt hat? Oder daß der »demokratische Geist«, der es beseelt, neunzehn Jahrhunderte lang verborgen geblieben ist und sich erst im zwanzigsten Jahrhundert enthüllt hat?

Wenn man zu einem wirklichen Verständnis gelangen will, müßte man die Fragen offensichtlich anders formulieren: Ist die Geschichte der christlichen Welt durchzogen von der permanenten Forderung nach Demokratie? Die Antwort lautet eindeutig »nein«. Aber hat sich die Demokratie in den Gesellschaften, die einer christlichen Tradition zuzurechnen sind, nicht dennoch durchsetzen können? Hier lautet die Antwort eindeutig »ja«. Wann, wo und wie hat sich eine solche Entwicklung vollzogen? Diese Frage – die man in ähnlicher Formulierung in bezug auf den Islam stellen darf – läßt sich nicht so kurz beantworten wie die vorherigen, doch scheint der Versuch einer Antwort in ihrem Fall sinnvoll und lohnenswert.

An dieser Stelle sei nur so viel gesagt, daß die Errichtung einer freiheitlichen Gesellschaft allmählich, unvollständig und – wenn man sich die Geschichte insgesamt vor Augen führt – äußerst verspätet vonstatten ging; daß sich die Kirchen, sofern sie diese Entwicklung zur Kenntnis genommen haben, der Bewegung meist mit mehr oder weniger großen Vorbehalten anschlossen, als daß sie selbst sie ausgelöst hätten; und daß der befreierische Anstoß oftmals von Personen ausging, die sich außerhalb des Rahmens religiöser Vorstellungen bewegten.

Meine letzten Äußerungen werden denen gefallen haben, die der Religion reserviert gegenüberstehen. Ich sehe mich gleichwohl verpflichtet, sie daran zu erinnern, daß die schlimmsten Greuel des zwanzigsten Jahrhunderts in Sachen Despotismus, Zerstörung jeglicher Freiheit und Menschenwürde nicht dem religiösen Fanatismus zuzurechnen sind, sondern ganz anderen Fanatismen, die gegen die Religion zu Felde gezogen sind – wie etwa der Stalinismus – oder ihr den Rücken gekehrt haben – wie der Nazismus und einige andere nationalistische Doktrinen. Es ist wahr, daß sich der religiöse Fanatismus seit den siebziger Jahren kräftig ins Zeug gelegt hat, wenn ich so sagen darf, um seine Schreckensbilanz zu erhöhen; sie fällt bislang jedoch noch vergleichsweise niedrig aus.

Das zwanzigste Jahrhundert dürfte uns gelehrt haben, daß keiner Doktrin per se ein befreiendes Moment innewohnt; alle können außer Kontrolle geraten, alle können pervertiert werden, an allen klebt Blut, am Kommunismus wie am Liberalismus und am Nationalismus, an allen großen Religionen und selbst am Laizismus. Niemand hat den Fanatismus für sich gepachtet – ebensowenig wie andererseits die Menschlichkeit.

Um auf diese brisanten Fragen ein neues und erhellendes Licht werfen zu können, muß man in jedem Stadium seiner Untersuchung skrupulös und unparteiisch zu Werke gehen. Ohne Feindseligkeit oder Nachsicht, vor allem ohne die unerträgliche Herablassung, die offenbar einigen im Westen und anderswo zur zweiten Natur geworden ist.

## 2

Seit Jahrhunderten grenzen rund ums Mittelmeer zwei rivalisierende Zivilisationsräume aneinander, der eine von Norden, der andere von Süden und Osten her. Ich will mich nicht weiter über den Ursprung dieser Spaltung verbreiten, doch kann es bei der Beschäftigung mit Geschichte niemals schaden, daran zu erinnern, daß alles seinen Anfang, seine Entwicklung und schließlich sein Ende hat. In römischer Zeit gehörten alle diese mittlerweile christlichen, muslimischen und jüdischen Länder demselben Imperium an; Syrien war nicht weniger römisch als Gallien, und Nordafrika in kultureller Hinsicht weit eher griechisch-römisch als Nordeuropa.

Mit dem Auftreten und dem Siegeszug von, nacheinander, zwei monotheistischen Religionen haben sich die Dinge grundlegend geändert. Im vierten Jahrhundert wurde das Christentum Staatsreligion des römischen Reichs. Nachdem die Christen ihren neuen Glauben auf beeindruckende Weise durch Missionierung und das Beispiel der heiligen Märtyrer verbreitet hatten, machten sie schließlich ausgiebig von Waffengewalt Gebrauch, um ihre Autorität zu festigen und sich vollkommen durchzusetzen. Sie erklärten die alte römische Religion für gesetzeswidrig und verfolgten ihre letzten Anhänger. Bald verschmolz die christliche Welt mit den Grenzen des Imperiums, doch waren diese zunehmend

unsicher geworden; gegen Ende des fünften Jahrhunderts sollte Rom, wie es in alten Schulbüchern heißt, »unter dem Ansturm der Barbaren zusammenbrechen«.

Byzanz, die Hauptstadt des oströmischen Reichs, hatte noch weitere tausend Jahre Bestand, doch der Versuch, das Imperium zu restituieren, schlug fehl: Für eine Weile gelang es Justinian, einen erheblichen Teil der verlorenen Gebiete zurückzuerobern, Gebiete in Italien, Spanien, Nordafrika... Aber umsonst: Seine Bemühungen erwiesen sich als hoffnungsloses Unterfangen, seine Generäle vermochten die wiedereroberten Provinzen nicht zu verteidigen, und als er im Jahre 565 starb, ging eine Epoche zu Ende, wurde eine Illusion begraben. Dem römischen Weltreich war keine Renaissance beschieden. Nie wieder sollte der Mittelmeerraum unter einer Zentralgewalt vereint sein. Nie wieder würden die Bewohner von Barcelona, Lyon, Rom, Tripolis, Alexandria, Jerusalem und Konstantinopel ihre Gesuche an ein und denselben Souverän richten.

Fünf Jahre später, im Jahre 570, wurde Mohammed bzw. Mahomet, der Prophet des Islams geboren. Außerhalb der Grenzen des Imperiums zwar, aber doch nicht weit entfernt. Zwischen seinem Geburtsort Mekka und einigen Städten der römischen Welt wie Damaskus oder Palmyra herrschte ein reger Karawanenverkehr; wie übrigens auch zwischen Mekka und Roms Rivalen, dem iranischen Sassanidenreich, das seinerseits von neuartigen Turbulenzen erschüttert wurde.

Ohne das mystische und religiöse Phänomen erklären zu wollen, das die Botschaft des Islams darstellt, dessen Auftreten komplexen, schwer faßlichen Gesetzen gehorcht, läßt sich in politischer Hinsicht immerhin sagen, daß es damals ein Machtvakuum gab, das die Entstehung neuer Realitäten begünstigte. Zum ersten Mal seit sechshundert Jahren – für das Gedächtnis der Menschen hieß das soviel wie seit Anbeginn

der Zeiten – war der Schatten des übermächtigen Rom von ihnen gewichen. Etliche Völker standen plötzlich frei und verwaist da.

Dieses Vakuum – vielleicht sollte man besser von einer »Luftzufuhr« sprechen –, das es den germanischen Stämmen erlaubte, sich über Europa auszubreiten und die Gebiete in Besitz zu nehmen, die sich später Sachsen oder Fränkisches Reich nennen sollten, ermöglichte auch den arabischen Stämmen einen bemerkenswerten »Auszug« aus ihrer angestammten Wüstenregion. Diesen Beduinen, die bis dahin am Rande der Geschichte gelebt hatten, gelang es in wenigen Jahrzehnten, zu Herren über ein unermeßliches, von Spanien bis Indien reichendes Gebiet aufzusteigen. All dies vollzog sich in erstaunlich geordneter Form, in relativer Achtung gegenüber anderen und ohne ein Übermaß willkürlicher Gewalt.

Es liegt mir fern, diese Eroberung zum Friedensmarsch oder die islamische Welt zu einem Paradies der Toleranz erklären zu wollen. Doch bezogen auf die damalige Zeit wird man ihr Verhalten zu schätzen wissen. Und es besteht kein Zweifel, daß sich der Islam mit der Präsenz von Anhängern anderer monotheistischer Religionen in den von ihm kontrollierten Ländern traditionell gut arrangiert hat.

Wem ist damit gedient, die Toleranz der Vergangenheit zu rühmen, wenn die Gegenwart anders aussieht, werden einige mir entgegenhalten. Und in gewissem Sinne würde ich ihnen beipflichten. Es ist ein schlechter Trost zu wissen, daß der Islam im achten Jahrhundert tolerant war, wenn heute Priester ermordet, Intellektuelle niedergestochen und Touristen erschossen werden. Wenn ich die Vergangenheit in Erinnerung rufe, dann nicht, um die Greueltaten vergessen zu machen, die uns Tag für Tag in Meldungen und Bildberichten aus Algier, Kabul, Teheran, Oberägypten oder anderen Orten erreichen.

Meine Absicht ist eine ganz andere, und ich ziehe es vor, sie offen auszusprechen, damit klar wird, worauf ich hinauswill: Wogegen ich mich wehre und immer wehren werde, ist die Vorstellung, wonach es auf der einen Seite eine – die christliche – Religion gibt, seit jeher dazu berufen, Modernität, Freiheit, Toleranz und Demokratie zu vermitteln, und auf der anderen Seite eine – die islamische – Religion, die von Anfang an dem Despotismus und Obskurantismus ergeben war. Das ist falsch, das ist gefährlich, und das nimmt einem Großteil der Menschheit jegliche Zukunftsperspektive.

Ich habe die Religion meiner Väter nie verleugnet, ich beanspruche für mich auch diese Zugehörigkeit und gestehe ihren Einfluß auf mein Leben, ohne zu zögern, ein. Da ich 1949 geboren wurde, habe ich im wesentlichen nur eine relativ tolerante, dialogbereite und selbstkritische Kirche kennengelernt, und obschon ich ihrer Lehre gleichgültig und einigen ihrer Standpunkte skeptisch gegenüberstehe, sehe ich doch in dieser ererbten Zugehörigkeit eine Bereicherung und Horizonterweiterung, keinesfalls eine »Kastration«. Ich frage mich nicht einmal, ob ich in den Augen der Kirche als Gläubiger gelte; in meinen Augen ist ein Gläubiger lediglich jemand, der an bestimmte Werte glaubt, die ich in einem einzigen zusammenfassen würde: die Würde des Menschen. Alles übrige sind Mythen oder Hoffnungen, sonst nichts.

Ich will damit nur sagen, daß mir die Kirche von heute »salonfähig« erscheint. Wäre ich vor hundert Jahren zur Welt gekommen, hätte ich mich wahrscheinlich von ihr abgewandt, in der Überzeugung, sie habe der Idee des Fortschritts und der Idee der Freiheit unwiderruflich abgeschworen und sich ein für allemal auf die Seite von Bigotterie und Starrsinn geschlagen. Deswegen ist es wichtig, das Verhalten der Menschen und Institutionen in historischer Perspektive zu beurteilen. Wie viele andere bin ich bestürzt, wenn ich höre und sehe, was sich

heute in der islamischen Welt abspielt. Aber nicht weniger traurig machen mich jene, die offenbar höchst befriedigt verkünden, daß diese Vorkommnisse in der Natur des Islams liegen und sich daran nichts ändern werde.

Keine Religion ist frei von Intoleranz, wenn man jedoch für die beiden »rivalisierenden« Religionen Bilanz ziehen müßte, würde man feststellen, daß der Islam keine gar so schlechte Figur macht. Wären meine Vorfahren Muslime gewesen in einem von den christlichen Heeren eroberten Land anstatt Christen in einem von den muslimischen Heeren eroberten Land, so glaube ich nicht, daß sie weiterhin – seit nunmehr vierzehnhundert Jahren – in ihren Städten und Dörfern hätten leben und ihren Glauben hätten beibehalten können. Welches Schicksal war den Muslimen Spaniens beschieden? Und denen Siziliens? Verschwunden, alle, ohne Ausnahme, ins Exil getrieben oder zur Taufe gezwungen.

Die Geschichte des Islams zeugt von Anfang an von einer bemerkenswerten Fähigkeit zur Koexistenz mit dem Anderen. Ende des vorigen Jahrhunderts besaß Istanbul, die Hauptstadt des damals mächtigsten islamischen Staates, eine nicht-muslimische Bevölkerungsmehrheit, bestehend vor allem aus Griechen, Armeniern und Juden. Wäre es denkbar, daß in jener Zeit in Paris, London, Wien oder Berlin überwiegend Nicht-Christen, Muslime oder Juden, gelebt hätten? Noch heute wären viele Europäer schockiert, wenn sie in ihren Städten den Ruf des Muezzin hören würden.

Ich fälle keinerlei Urteil; ich stelle lediglich fest, daß der Islam in seiner Geschichte auf eine lange Praxis der Koexistenz und Toleranz zurückblicken kann. Und beeile mich hinzuzufügen, daß mir Toleranz nicht genügt. Ich möchte nicht toleriert werden, ich verlange, daß man mich als vollwertigen Bürger betrachtet, ganz gleich, welchem Glauben ich anhänge. Ob ich Christ oder Jude in einem mehrheitlich islamischen

Land bin oder Moslem unter Christen und Juden. Auch dann, wenn ich mich auf keine Religion berufe. Der islamische Gedanke, wonach die Gemeinschaften »des Buches«, das heißt der Bibel, unter dem Schutz der Muslime stehen sollen, ist heute nicht mehr akzeptabel: Er bezeichnet den inferioren Status bloßer Duldung, der immer auch etwas Entwürdigendes besaß.

Aber man muß vergleichen, was sich vergleichen läßt. Der Islam hatte ein »Toleranzprotokoll« erlassen, zu einer Zeit, da für die christlichen Gesellschaften Toleranz ein Fremdwort war. Jahrhundertelang dokumentierte dieses »Protokoll« die fortschrittlichste Form von Koexistenz auf der ganzen Welt. Vielleicht um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Amsterdam oder etwas später in England begann sich eine andere Haltung abzuzeichnen, die mehr unserer heutigen Auffassung von Gewissensfreiheit entspricht. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts konnte ein Mann wie Condorcet in Frankreich für die »Emanzipation« der Juden eintreten; und erst in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, nach dem Ende der Greuel, hat sich die Situation der religiösen Minderheiten im christlichen Europa entscheidend – und hoffentlich unwiderruflich – verbessert.

Dagegen entsprach das in den islamischen Ländern geltende »Toleranzprotokoll« immer weniger den neuen Normen. Hat man es überarbeitet, aktualisiert, revidiert? Im wesentlichen nicht. Man könnte sogar sagen, daß die Prinzipien der Toleranz, anstatt sie mehr im Sinne der Erwartungen unserer Zeit aufzuwerten, zuweilen eher nach unten korrigiert wurden. Mit dem Ergebnis, daß die islamische Welt, nachdem sie in dieser Frage Jahrhundertelang eine Vorreiterrolle besaß, heute hinterherhinkt. Doch ist diese Umkehr des »moralischen Kräfteverhältnisses« zwischen dem Norden und dem Süden

des Mittelmeerraums erst in allerjüngster Zeit eingetreten und keineswegs so vollständig, wie man zu glauben scheint.

Erneut muß hier zwei Meinungen widersprochen werden. Der Meinung, daß angesichts der »insgesamt positiven« historischen Bilanz der islamischen Welt in Sachen Toleranz die gegenwärtigen Exzesse lediglich als sporadische Überreaktionen zu betrachten seien; sowie der umgekehrten Meinung, die sich auf die gegenwärtige Intoleranz beruft, um die frühere Haltung als müßige Reminiszenz abzutun. Beide Positionen erscheinen mir absurd. Meines Erachtens liefert die Geschichte den klaren Beweis, daß der Islam über ein enormes Potential der Koexistenz und des fruchtbaren Austauschs mit anderen Kulturen verfügt; die jüngste Vergangenheit zeigt aber auch, daß rückschrittliche Entwicklungen möglich sind und daß jenes Potential noch für geraume Zeit nur potentiell vorhanden sein könnte.

Ich würde sogar noch etwas weiter gehen und dabei den Kontrast vielleicht ein ganz klein wenig überzeichnen: Wenn man zwischen der christlichen und der islamischen Welt einen geschichtlichen Vergleich ziehen würde, stieße man einerseits auf eine Religion, die lange Zeit intolerante und unverkennbar totalitäre Tendenzen vertreten, sich nach und nach jedoch zu einer Religion der Offenheit gewandelt hat; zum anderen auf eine Religion, die ein Bekenntnis zur Offenheit vertreten hat, nach und nach jedoch in intolerante und totalitäre Verhaltensweisen abgeglitten ist.

Man könnte eine Fülle von Beispielen anführen, könnte an das Schicksal der Katharer erinnern, sodann an das der Hugenotten oder der Juden, könnte zeigen, wie man in jedem der beiden monotheistischen Universen diejenigen behandelte, die als Häretiker, Ketzer oder Ungläubige angesehen wurden. Dieses Buch ist jedoch keine historische Abhandlung, noch weniger ein Verzeichnis von Paradoxien. Eine einzige Frage

beschäftigt mich, wenn ich diese beiden Entwicklungen vergleiche: Warum ist sie im Westen so positiv verlaufen, im Osten dagegen so enttäuschend? Und ich füge ausdrücklich noch hinzu: Warum vermochte der Westen, der eine lange Tradition der Intoleranz vorzuweisen hat und dem das Zusammenleben mit anderen Kulturen immer schwierig gefallen ist, Gesellschaften hervorbringen, in denen die Meinungsfreiheit respektiert wird, während die islamische Welt, die lange Zeit eine friedliche Koexistenz praktiziert hat, mittlerweile als eine Bastion des Fanatismus erscheint?

### 3

Es wird deutlich geworden sein, daß ich mich der bequemen und im Westen so weit verbreiteten Meinung nicht anschließe, wonach der Islam die Wurzel aller Übel ist, unter denen die Gesellschaften leiden, die sich zu ihm bekennen. Genausowenig glaube ich, wie gesagt, daß man eine Religion losgelöst von der Situation ihrer Anhänger betrachten kann. Mir scheint jedoch, daß der Einfluß der Religionen auf die Völker allzuoft übertrieben wird, während man umgekehrt den Einfluß der Völker auf die Religionen vernachlässigt.

Das trifft übrigens auf alle großen Lehren zu. Man kann sich zu Recht fragen, was der Kommunismus aus Rußland gemacht hat; genauso aufschlußreich ist aber die Frage, was Rußland aus dem Kommunismus gemacht hat und wie die Entwicklung dieser Lehre verlaufen, ihre Rolle in der Geschichte und ihre Auswirkungen auf die verschiedenen Teile der Welt ausgefallen wäre, wenn sie, anstatt in Rußland und China, in Deutschland, England oder Frankreich triumphiert hätte. Es ist sicher vorstellbar, daß ein aus Heidelberg, Leeds oder Bordeaux gebürtiger Stalin auf den Plan getreten wäre, es ist

aber auch denkbar, daß es überhaupt keinen Stalin gegeben hätte.

Genauso könnte man sich fragen, was aus dem Christentum geworden wäre, wenn es nicht in Rom triumphiert hätte; wenn es nicht in einem vom römischen Recht und der griechischen Philosophie geprägten Gebiet Fuß gefaßt hätte, die heute als die Grundpfeiler der abendländisch-christlichen Zivilisation gelten, obwohl beide ihren Zenit lange vor dem Aufkommen des Christentums erreicht hatten.

Es ist nicht meine Absicht, mit dem Hinweis auf diese offenkundigen Tatsachen die Verdienste meiner westlichen Glaubensbrüder in irgendeiner Weise zu schmälern. Nur soviel möchte ich sagen: Wenn Europa durch das Christentum geprägt worden ist, hat umgekehrt auch Europa dem Christentum seinen Stempel aufgedrückt. Das heutige Christentum ist das, was die europäischen Gesellschaften aus ihm gemacht haben. Sie haben sich materiell wie intellektuell weiterentwickelt, und damit gleichzeitig auch ihr Christentum. Wie oft fühlte sich die katholische Kirche schon verraten, in den Grundfesten erschüttert, in die Enge getrieben! Wie oft hat sie sich aufgebäumt in dem Versuch, Veränderungen aufzuhalten, die ihr gegen den Glauben, die guten Sitten und den Willen Gottes zu verstößen schienen! Oftmals ist sie unterlegen; doch ohne es selbst zu ahnen, war sie dabei zu gewinnen. Unter dem Zwang, sich täglich in Frage zu stellen – ob in der Konfrontation mit dem Siegeszug einer Wissenschaft, die die heiligen Schriften anzugreifen schien, mit laizistischen und republikanischen Ideen, mit der Demokratie, mit der Emanzipation der Frau, mit der rechtlichen Anerkennung vorehelichen Geschlechtsverkehrs, unehelicher Geburten und der Empfängnisverhütung oder mit tausend und abertausend anderen »teuflischen Neuerungen« –,

hat sich die Kirche immer erst quergestellt, bevor sie sich ins Unvermeidliche schickte, sich anpaßte.

Ist sie sich untreu geworden? Oft war man geneigt, das zu glauben, und schon morgen mögen Umstände eintreten, die darauf hindeuten. In Wahrheit jedoch haben die westlichen Gesellschaften auf diese Weise, durch tausend kleine Nadelstiche, eine Kirche und eine Religion geformt, die den Menschen bei dem außerordentlichen Abenteuer, das sie heute zu bestehen haben, eine Hilfe sein können.

Die westliche Gesellschaft hat die Kirche und die Religion hervorgebracht, derer sie bedurfte. Ich verwende das Wort »bedürfen« in seiner umfassenden Bedeutung, was natürlich auch das Bedürfnis nach Spiritualität einschließt. Die Gesellschaft als ganze, Gläubige und Ungläubige eingeschlossen, hat daran mitgewirkt, und alle, die zu ihrer geistigen Entwicklung beigetragen haben, haben auch zur Entwicklung des Christentums beigetragen – und tun es noch, denn die Geschichte geht weiter.

Auch in der islamischen Welt hat sich die Gesellschaft unaufhörlich eine Religion nach ihrem Bild geschaffen, das übrigens von Epoche zu Epoche und von Land zu Land immer verschieden war. Zu der Zeit, als die Araber triumphierten, zu der Zeit, als sie das Gefühl haben konnten, daß die Welt ihnen gehöre, war ihre Glaubensauffassung von einem Geist der Toleranz und Offenheit durchdrungen. So unternahmen sie beispielsweise enorme Anstrengungen zur Übersetzung des griechischen, iranischen und indischen Erbes, was einem Aufschwung der Wissenschaft und der Philosophie den Weg bereitete. Begnügte man sich anfangs damit, nachzuahmen und zu kopieren, so besaß man bald den Mut zu innovativen Leistungen auf dem Gebiet der Astronomie, der Agronomie, der Chemie, der Medizin und der Mathematik wie auch im Bereich des täglichen Lebens, in der Kunst des Kochens, des

Haareschneidens, des Gesangs und in der Mode. Es gab sogar »Mode-Gurus« – der größte unter ihnen ist bis heute Ziryab. Es handelte sich dabei nicht um ein kurzes Intermezzo. Vom siebten bis zum fünfzehnten Jahrhundert waren Bagdad, Damaskus, Kairo, Cordoba und Tunis die Wirkungsstätten großer Gelehrter, berühmter Philosophen und hochbegabter Künstler; und bis ins siebzehnte Jahrhundert, teilweise noch darüber hinaus, wurden in Isfahan, Samarkand oder Istanbul große und schöne Werke geschaffen. An dieser Bewegung waren nicht allein die Araber beteiligt. Von Anfang an hatte sich der Islam ohne jede Einschränkung Iranern, Türken, Indern und Berbern geöffnet – eine Unklugheit, wie einige meinten, denn die Araber sahen sich bald in der Minderheit und verloren sehr schnell die Macht im Innern des Reiches, das sie erobert hatten. Das war der Preis für den Universalismus, den der Islam predigte. Zuweilen sprengte ein Klan turkmenischer Krieger aus der zentralasiatischen Steppe bis vor die Tore Bagdads; dort angelangt, sprachen die Männer die Bekehrungsformel – »es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet« –, und niemand hatte mehr das Recht, ihre Zugehörigkeit zum Islam in Frage zu stellen; umgehend forderten sie nun ihren Anteil an der Macht, wobei sie, wie es bei Konvertiten häufig vorkommt, einen übertriebenen Glaubenseifer an den Tag legten. Wenn sich diese Haltung für die politische Stabilität zuweilen auch als verheerend erwies, aus kultureller Sicht bedeutete sie eine ungeheure Bereicherung! Von den Ufern des Indus bis hin zum Atlantik konnten sich die fähigsten Köpfe im Schoß der arabischen Zivilisation frei entfalten. Und nicht nur Anhänger der neuen Religion: für die Übersetzungen wandte man sich häufig an Christen, weil sie das Griechische besser beherrschten. Und es ist bezeichnend, daß Maimonides sich

entschied, den »Führer der Unschlüssigen«, eines der Monamente des jüdischen Denkens, auf arabisch zu schreiben.

Ich will nicht behaupten, daß dieser Islam, dessen Bild ich gerade skizziert habe, der einzige wahre Islam gewesen wäre oder daß er für die Lehre repräsentativer sei als beispielsweise der der Taliban. Ich wollte im übrigen keine besondere Form des Islams beschreiben, sondern habe nur in wenigen Zeilen Jahrhunderte und Landschaften überflogen, in denen sich sein Erscheinungsbild tausendfach gewandelt hat. Im neunten Jahrhundert sprühte Bagdad noch vor Leben; im zehnten Jahrhundert war es ein mürrischer, bigotter und trübsinniger Ort. Dagegen erreichte Cordoba im zehnten Jahrhundert seinen kulturellen Zenit; im dreizehnten Jahrhundert war es zu einer Bastion des Fanatismus geworden – die katholischen Truppen befanden sich auf dem Vormarsch und sollten sich seiner bald bemächtigen, weswegen die letzten Verteidiger keine kritischen Stimmen mehr dulden wollten.

Ein Verhalten, daß man auch in anderen Epochen, der unseren etwa, hat beobachten können. Immer dann, wenn in der islamischen Gesellschaft Zuversicht herrschte, vermochte sie sich aufgeschlossen zu zeigen. Das Bild des Islams, wie es sich in solchen Zeiten darstellt, hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit seinen heutigen Karikaturen. Ich will nicht behaupten, daß sein einstiges Bild den ursprünglichen Geist des Islams besser widerspiegelt, nur soviel, daß diese Religion, wie alle anderen Religionen, alle anderen Lehren auch, in jeder Epoche von zeitlichen und geographischen Faktoren geprägt ist. Das Selbstvertrauen einer Gesellschaft spiegelt sich in einer zuversichtlichen, heiteren und aufgeschlossenen Religion, mangelndes gesellschaftliches Selbstvertrauen in einer kleinmütigen, bigotten und pedantischen Religion wider. Die lebendigen Gesellschaften spiegeln sich in einem lebendigen, innovativen und kreativen Islam wider, die

erstarren Gesellschaften in einem erstarrten, jedem Wandel feindlich gesinnten Islam.

Lösen wir uns jedoch ein wenig von diesen letztlich vereinfachenden Gegensätzen von »guter« und »schlechter« Religion, um zu genaueren Definitionen zu finden. Wenn ich vom Einfluß der Gesellschaften auf die Religionen spreche, denke ich beispielsweise an die Tatsache, daß die Muslime der dritten Welt den Westen nicht nur deswegen so heftig anfeinden, weil sie Muslime sind und der Westen christlich ist, sondern auch, weil sie arm, unterdrückt und gedemütigt sind, der Westen dagegen reich und mächtig ist. »Auch« habe ich gesagt, aber »vor allem« gemeint. Denn wenn ich mir die militanten islamistischen Bewegungen von heute anschau, erkenne ich unschwer den Einfluß der westlichen Dritte-Welt-Bewegung der sechziger Jahre auf ihre Argumentation und ihre Methoden; in der Geschichte des Islams dagegen suche ich vergebens nach eindeutigen Vorläufern. Diese Bewegungen sind kein reines Produkt der islamischen Geschichte, sie sind ein Produkt unserer Epoche mit ihren Spannungen, ihren Verwerfungen, ihren Gepflogenheiten und zerstörten Hoffnungen.

Ich will hier nicht näher auf ihre Lehre eingehen oder mir die Frage stellen, ob sie mit dem Islam in Einklang steht oder nicht, ich sage nur, daß ich recht klar erkenne, worin diese Bewegungen ein Produkt unserer turbulenten Epoche sind; daß ich indes nicht recht sehe, inwiefern sie ein Produkt der islamischen Geschichte sein sollen. Als ich erlebte, wie Ayatollah Khomeini, umgeben von seinen »Revolutionswächtern«, sein Volk aufforderte, auf seine eigene Kraft zu vertrauen, wie er gegen den »großen Satan« wetterte und gelobte, alle Spuren der westlichen Kultur zu vernichten, mußte ich unwillkürlich an den alten Mao Tse-tung der Kulturrevolution denken, wie er, umgeben von seinen roten

Garden, gegen den »großen Papiertiger« wetterte und versprach, jede Spur der kapitalistischen Kultur zu vernichten. Ich würde nicht so weit gehen, sie einander gleichzusetzen, doch stelle ich zwischen ihnen zahlreiche Ähnlichkeiten fest, während mir in der islamischen Geschichte niemand bekannt ist, der mich an Khomeini erinnert. Im übrigen finde ich auch beim besten Willen nirgendwo in der Geschichte der islamischen Welt den geringsten Hinweis auf die Errichtung einer »islamischen Republik« oder auf das Kommen einer »islamischen Revolution«...

Wogegen ich mich hier wehre, ist die mittlerweile im Norden wie im Süden, bei unbeteiligten Beobachtern wie bei glühenden Anhängern gleichermaßen verbreitete Gewohnheit, jegliches Geschehen in einem muslimischen Land unter der Rubrik »Islam« zu verbuchen, obwohl eine ganze Reihe anderer Faktoren eine Rolle spielen, die die Ereignisse weit besser erklären. Sie könnten zehn dicke Bände über die Geschichte des Islams lesen und würden doch nichts von dem verstehen, was in Algerien geschieht. Aber lesen Sie dreißig Seiten über die Kolonialisierung und die Entkolonialisierung, und Ihnen wird vieles klarer werden.

Ich schließe diese kurze Klammer und komme auf meine anfängliche Behauptung zurück: Man mißt dem Einfluß der Religionen auf die Völker und ihre Geschichte oft ein zu großes Gewicht bei und vernachläßigt den Einfluß der Völker und ihrer Geschichte auf die Religionen. Mir ist klar, daß dieser Einfluß wechselseitig ist: die Gesellschaft drückt der Religion ihren Stempel auf, die wiederum der Gesellschaft ihren Stempel aufdrückt. Ich beobachte allerdings, daß uns

eine bestimmte Gewohnheit dazu veranlaßt, nur eine Seite des dialektischen Verhältnisses wahrzunehmen, was die Sichtweise ungemein verfälscht.

Sobald es sich um den Islam handelt, sind einige sofort bereit, ihn für alle Tragödien verantwortlich zu machen, die die muslimischen Gesellschaften erlebt haben und noch erleben. Ich werfe dieser Ansicht nicht bloß vor, daß sie falsch ist, ich werfe ihr vor, daß sie die Ereignisse in der Welt vollkommen unverständlich macht.

Ähnliches hat man jahrhundertelang auch vom Christentum behauptet, bevor man feststellte, daß es letzten Endes doch in der Lage war, sich zu erneuern. Ich bin überzeugt, daß es sich mit dem Islam genauso verhalten wird, versteh aber durchaus, daß man daran zweifelt. Und ich glaube, daß es noch Zeit, viel Zeit, vielleicht mehrere Generationen braucht, bevor bewiesen sein wird, daß die Szenarien der Gewalt, des Archaismus, des Despotismus und der Unterdrückung, die sich uns in Algerien, Afghanistan, aber auch anderswo darbieten, mit dem Islam nicht inniger verbunden sind als die Scheiterhaufen der Inquisition oder das Gottesgnadentum der Monarchie mit dem Christentum.

Die Vorstellung, der Islam sei immer ein Synonym für Fortschrittsfeindlichkeit gewesen, ist so fest in den Köpfen verankert, daß ich mich kaum getraue, sie in Frage zu stellen. Dennoch muß es sein. Hat man nämlich diesen Grundsatz einmal verinnerlicht, kommt man keinen Schritt mehr weiter: Wenn man sich mit der Vorstellung abfindet, daß der Islam seine Anhänger unweigerlich zu geistiger Erstarrung verurteilt, seine Anhänger aber – die fast ein Viertel der Menschheit ausmachen – niemals ihrem Glauben entsagen werden, wäre es um die Zukunft unseres Planeten düster bestellt. Was mich betrifft, so akzeptiere ich weder den Grundsatz noch die Schlußfolgerung.

Geistige Erstarrung hat es natürlich gegeben. Während sich der Westen zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert sehr rasch weiterentwickelte, trat die arabische Welt auf der Stelle. Zweifellos kann man die Religion davon nicht ausnehmen, doch scheint sie mir in dieser Sache eher das Opfer gewesen zu sein. Im Westen hat die Gesellschaft ihre Religion erneuert; in der islamischen Welt ist dies nicht in gleichem Maße geschehen. Nicht weil diese Religion nicht »erneuerbar« gewesen wäre – dafür fehlt jeder Beweis –, sondern weil die Gesellschaft selbst sich nicht erneuert hat. Wegen des Islams, wird man mir entgegenhalten. Das sagt sich leicht. War es das Christentum, das Europa erneuert hat? Ohne direkt behaupten zu wollen, daß das Projekt der Moderne gegen die Religion durchgesetzt worden ist, müßte man doch zumindest sagen, daß sie dabei nicht die treibende Kraft war, sondern ihm vielmehr einen permanenten, oft erbitterten Widerstand geleistet hat; und daß der Druck zur Einführung von Veränderungen machtvoll, weitreichend und unermüdlich hatte sein müssen, damit dieser Widerstand erlahmte und die Religion auf den neuen Kurs einschwenkte.

Einen solch destabilisierenden und heilsamen Druck hat es in der islamischen Welt nie gegeben. Dieser großartige Frühling der schöpferischen Menschheit, diese umfassende – wissenschaftliche, technische, industrielle, intellektuelle und moralische – Revolution, dieser lange Veränderungsprozeß »der tausend Nadelstiche«, getragen von Völkern, die einen grundlegenden Wandel durchmachten und jeden Tag umwälzende Neuerungen erfanden, die in einem fort Gewißheiten über Bord warfen und Denkweisen ins Wanken brachten, ist nicht irgendein Ereignis, es ist einzigartig in der Geschichte: es ist das Gründungsergebnis der Welt, wie wir sie heute kennen, und es hat im Westen stattgefunden, im Westen und nirgendwo sonst.

Warum im Westen und nicht in China, in Japan, in Rußland oder in der arabischen Welt? Hat sich dieser Wandel trotz oder wegen des Christentums vollzogen? Die Historiker werden ihre Theorien darüber noch lange gegeneinander ins Feld führen, das einzige, was sich schwerlich bestreiten läßt, ist die Tatsache selbst: daß sich im Laufe der letzten Jahrhunderte im Westen eine Zivilisation herausgebildet hat, die in materieller wie in intellektueller Hinsicht zum Maßstab für die ganze Welt wurde. Mit dem Ergebnis, daß alle anderen an den Rand gedrängt, auf das Niveau zweitrangiger Kulturen reduziert und vom Untergang bedroht wurden.

Von welchem Moment an war die Vorherrschaft der westlichen Zivilisation praktisch irreversibel? Ab dem fünfzehnten Jahrhundert? Nicht vor dem achtzehnten? Für den Zweck meiner Untersuchung eine eher unerhebliche Frage. Fest steht, und das ist die Hauptsache, daß eines Tages eine bestimmte Zivilisation die Zügel des Weltgeschehens an sich gerissen hat. Ihre Wissenschaft ist *die* Wissenschaft geworden, ihre Medizin *die* Medizin, ihre Philosophie *die* Philosophie, und diese Bewegung der Konzentration und »Standardisierung« ist seither nicht mehr zum Stillstand gekommen, im Gegenteil, sie schreitet immer schneller voran und breitet sich in allen Bereichen und auf allen Kontinenten gleichzeitig aus.

Ich betone noch einmal: Wir haben es hier mit einem in der Geschichte einzigartigen Vorgang zu tun. Es hat in der Vergangenheit durchaus Zeiten gegeben, in denen die eine oder andere – ägyptische, mesopotamische, chinesische, griechische, römische, arabische oder byzantinische – Zivilisation alle anderen zu überflügeln schien. Was sich jedoch in den letzten Jahrhunderten entwickelt hat, ist etwas vollkommen anderes. Ich stelle es mir als eine Art Befruchtung vor. Das ist der einzige Vergleich, der mir spontan einfällt:

Unzählige Spermatozoen nähern sich der Eizelle, und einem von ihnen gelingt es, die Membran zu durchdringen. Augenblicklich werden alle anderen »Anwärter« abgewiesen; fortan gibt es einen »Vater«, einen einzigen, und ihm wird das Kind ähnlich sehen. Warum er und nicht ein anderer? War dieser »Anwärter« seinen Gefährten und Rivalen überlegen? War er gesünder oder vielversprechender als sie? Nicht unbedingt, nicht zwingend. Verschiedenste Faktoren spielen eine Rolle, wovon einige mit bestimmten Anlagen, andere mit äußeren Umständen oder mit dem Zufall zusammenhängen.

Aber nicht das halte ich für das Wesentliche an diesem Vergleich, sondern die weitere Entwicklung. Es stellt sich nicht so sehr die Frage, warum die aztekische, islamische oder chinesische Zivilisation nicht imstande war, zur beherrschenden Zivilisation aufzusteigen – jede von ihnen hatte ihre Schwächen, ihre Trägheiten, ihre Pechsträhnen. Vielmehr lautet die Frage, warum in dem Moment, als die Zivilisation des christlichen Europa die Oberhand gewann, in allen anderen der Niedergang einsetzte, warum sie alle in einer Weise zur Bedeutungslosigkeit herabsanken, die heute unwiderruflich scheint? Zweifellos – und das ist nur eine erste Antwort –, weil die Menschheit mittlerweile die technischen Mittel zu weltumspannender Herrschaft besaß. Reden wir jedoch nicht von Herrschaft, sagen wir lieber: Die Menschheit war reif für die Geburt einer globalen Zivilisation; das Ei war zur Befruchtung bereit, Westeuropa hat es befruchtet.

So kommt es, daß der Westen heute allgegenwärtig ist. In Wladiwostok ebenso wie in Singapur, in Boston, Dakar, Taschkent, Sao Paulo, Noumea, Jerusalem und Algier. Seit einem halben Jahrtausend ist alles, was die Vorstellungen der Menschen, ihre Gesundheit, ihre Umwelt oder ihr tägliches Leben nachhaltig beeinflußt hat, vom Westen geschaffen worden. Der Kapitalismus, der Kommunismus, der

Faschismus, die Psychoanalyse, die Ökologie, die Elektrizität, das Flugzeug, das Auto, die Atombombe, das Telefon, das Fernsehen, der Computer, das Penizillin, die Pille, die Menschenrechte und die Gaskammern. Alles das, alles Glück und Unglück dieser Welt, hat seinen Ursprung im Westen.

Wo immer man auf dieser Welt leben mag, bedeutet Modernisierung seither Verwestlichung. Eine Tendenz, die der technische Fortschritt eher noch verstärkt und beschleunigt hat. Zweifellos stößt man hie und da auf Denkmäler und Werke, die den Stempel eigenständiger Zivilisationen tragen. Aber alles, was neu geschaffen wird – ob es sich um Gebäude, Institutionen, Technologien oder Lebensweisen handelt –, hat sein Vorbild im Westen.

Wer innerhalb der dominierenden Zivilisation zur Welt gekommen ist, erlebt diese Realität anders als jemand, der außerhalb von ihr geboren wurde. Die Menschen im Westen können sich wandeln, sich weiterentwickeln, sich anpassen und dennoch sie selbst bleiben; man könnte sogar sagen, daß sie um so mehr in Einklang mit ihrer Kultur stehen, je stärker sie sich modernisieren, und daß nur die das Nachsehen haben, die sich der Moderne verweigern.

Für die übrige Welt, für all jene, die aus unterlegenen Kulturen stammen, stand die Empfänglichkeit für Veränderung und Modernität unter anderen Vorzeichen. Für Chinesen, Afrikaner, Japaner, Inder oder amerikanische Indianer, aber auch für Griechen und Russen sowie für Iraner, Araber, Juden oder Türken war die Modernisierung stets mit dem Verlust eines Teils ihrer selbst verbunden. Auch wenn sie manchmal Begeisterung hervorrief, ist sie nie ohne eine gewisse Verbitterung, ohne ein Gefühl der Demütigung und Selbstverleugnung vor sich gegangen. Nie ohne die quälende Frage nach den Gefahren der Assimilation. Nie ohne eine tiefe Identitätskrise.

Wenn die Moderne im Zeichen des »Anderen« steht, ist es nicht verwunderlich, daß einige Menschen demonstrativ an archaischen Symbolen festhalten, um ihre Eigenständigkeit zu betonen. Ein Phänomen, das sich heute bei bestimmten muslimischen Männern und Frauen beobachten läßt, als solches jedoch keiner einzelnen Kultur oder Religion vorbehalten ist.

In Rußland hat es beispielsweise bis zur bolschewistischen Revolution gedauert, bevor endlich der alte julianische Kalender aufgegeben wurde. Man hatte nämlich das Gefühl, mit der Übernahme des gregorianischen Kalenders einzustehen, daß in dem fast tausendjährigen Tauziehen zwischen griechisch-orthodoxer und katholischer Kirche letztere die Oberhand behalten habe.

Nur ein Symbol? Alles in der Geschichte drückt sich in Symbolen aus. Die Größe und die Erniedrigung, der Sieg und die Niederlage, das Glück, der Wohlstand und das Elend. Und mehr als alles andere die Identität. Damit eine Veränderung angenommen wird, genügt es nicht, daß sie dem Geist der Zeit entspricht. Sie darf auch auf symbolischer Ebene niemanden verletzen und darf denen, die man zu einer Veränderung bewegen will, nicht das Gefühl vermitteln, sich selbst zu verleugnen.

In Frankreich beobachte ich bei einigen meiner engsten Freunde seit ein paar Jahren die Tendenz, von der Globalisierung als von einer Geißel der Menschheit zu sprechen. Sie geraten nicht ins Schwärmen, wenn vom »global village« die Rede ist, und ihre Begeisterung für das Internet und die jüngsten Entwicklungen im Bereich der Kommunikation hält sich sehr in Grenzen. In ihren Augen ist

die Globalisierung heute ein Synonym für Amerikanisierung; sie fragen sich, worauf Frankreich in dieser sich immer schneller uniformisierenden Welt zusteuert, was aus seiner Sprache werden wird, aus seiner Kultur, seinem Prestige, seiner Ausstrahlung, seinem Lebensstil. Sie regen sich auf, wenn in ihrem Viertel ein Fast-food-Restaurant öffnet, wettern gegen Hollywood, CNN, Disney und Microsoft und machen in den Zeitungen Jagd auf versteckte Anglizismen.

Ich habe dieses Beispiel angeführt, weil es meines Erachtens zeigt, wie selbst im Westen, in einem entwickelten Land mit blühender und weltweit anerkannter Kultur, der Fortschritt suspekt wird, sobald man in ihm das Trojanische Pferd einer kulturellen Fremdherrschaft erblickt.

Um so eher wird man sich die Gefühle der verschiedenen nicht-westlichen Völker vorstellen können, für die schon seit vielen Generationen jeder Schritt im Leben von einem Gefühl der Selbstverleugnung und Kapitulation begleitet ist. Sie mußten anerkennen, daß ihre Kenntnisse nicht mehr gefragt waren, daß alles, was sie herstellten, nichts wert war, verglichen mit dem, was der Westen produzierte, daß ihr Vertrauen in ihre traditionelle Heilkunde von Aberglauben zeugte, daß ihre militärische Bedeutung nurmehr eine ferne Erinnerung war, daß ihre Helden – ihre Dichter, Gelehrten, Soldaten, Heiligen und großen Reisenden – in den Augen der übrigen Welt nichts galten, daß man ihre Religion für barbarisch hielt, daß ihre Sprache allenfalls von einer Handvoll Spezialisten erlernt wurde, während sie selbst die Sprachen der anderen lernen mußten, wenn sie überleben, arbeiten und mit dem Rest der Menschheit kommunizieren wollten. Sprachen sie mit jemandem aus dem Westen, dann immer in seiner, fast nie in ihrer Sprache; man findet im Süden und Osten des Mittelmeerraums Millionen von Menschen, die englisch, französisch, spanisch oder italienisch sprechen. Wie viele

Engländer, Franzosen, Spanier oder Italiener halten es für der Mühe wert, Arabisch oder Türkisch zu lernen?

Diesen Menschen widerfahren im Leben auf Schritt und Tritt Enttäuschungen, Frustrationen und Demütigungen. Muß darunter nicht ihre Persönlichkeit leiden? Müssen sie sich nicht in ihrer Identität bedroht fühlen? Müssen sie nicht den Eindruck haben, in einer Welt zu leben, die ihnen nicht gehört, die Gesetzen unterworfen ist, die von anderen gemacht wurden, in einer Welt, in der sie sich als Waisen, Fremde, Eindringlinge oder Parias vorkommen? Wie läßt sich vermeiden, daß manche den Eindruck gewinnen, alles verloren, nichts mehr zu verlieren zu haben, und endlich an den Punkt gelangen, wie Samson zu wünschen: Möge, o Herr, das Gebäude einstürzen über ihnen und ihren Feinden?

Ich weiß nicht, ob viele von denen, die extremistische Positionen vertreten, bewußt solche Überlegungen anstellen. Sie haben es ehrlich gesagt auch nicht nötig. Verletzungen müssen nicht analysiert werden, um als solche empfunden zu werden.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begannen die islamischen Länder des Mittelmeerraums, sich ihrer marginalen Lage und des Grabens bewußt zu werden, der sie vom Westen trennte. Es ist nie leicht, ein so vages Ereignis wie einen Bewußtseinsprozeß zu datieren, aber man nimmt an, daß sich nach Napoleons ägyptischer Expedition im Jahre 1799 viele Intellektuelle und Politiker Fragen stellten wie: Warum sind wir derart rückständig? Warum ist uns der Westen heute so weit voraus? Wie ist es dazu gekommen? Was müssen wir tun, um ihn einzuholen?

Für Muhammad bzw. Mehmed Ali, Vizekönig von Ägypten, bestand der einzige Weg, Europa einzuholen, darin, es zu imitieren. Er tat dies mit aller Konsequenz, rief europäische Ärzte ins Land, damit sie in Kairo eine Universitätsklinik

gründeten,’ führte im Eiltempo neue Technologien in Industrie und Landwirtschaft ein und ging so weit, den Oberbefehl seines Heeres einem ehemaligen napoleonischen Offizier anzuvertrauen; er lud sogar französische Utopisten – die Saint-Simonisten – ein, damit sie in Ägypten die sozialreformerischen Versuche anstellten, von denen Europa nichts wissen wollte. Es gelang ihm, sein Land in wenigen Jahren zu einer anerkannten Regionalmacht aufzubauen. Die entschiedene Verwestlichung, für die er eintrat, hatte zweifellos Früchte zu tragen begonnen. Ebenso resolut wie Peter der Große, etwas weniger brutal und mit sehr viel geringerem Widerstand konfrontiert, war dieser ehemalige osmanische Würdenträger auf dem besten Wege, im Orient einen modernen Staat zu errichten, der imstande war, seinen Platz im Kreise der Nationen einzunehmen.

Doch der Traum war von kurzer Dauer, und die Araber sollten von diesem Versuch nur eine bittere Erinnerung zurück behalten. Noch heute sprechen Intellektuelle und Politiker mit Trauer und Zorn von dieser gescheiterten Begegnung und versäumen keine Gelegenheit, jedem, der es hören will, ins Gedächtnis zu rufen, daß die europäischen Mächte, als ihnen Muhammad Ali zu gefährlich und zu unabhängig wurde, sich verbündeten, um seinen Aufstieg zu stoppen, und sogar eine gemeinsame Militärexpedition gegen ihn unternahmen. Er endete als ein geschlagener und gebrochener Mann.

Wenn man das ganze militärische und diplomatische Spektakel, das sich im Zusammenhang mit der Orientfrage abgespielt hat, mit zeitlichem Abstand betrachtet, wird man freilich Grund zu der Annahme finden, daß es sich um einen normalen Vorgang im Kräfteverhältnis zwischen Großmächten handelte. Den Engländern war ein geschwächtes osmanisches Reich, ein »kranker Mann am Bosporus«, auf dem Seeweg

nach Indien lieber als ein starkes und modernes Ägypten. Ganz ähnliche Gründe hatten England bereits wenige Jahre zuvor bewogen, sich Napoleon entgegenzustellen und eine Allianz anzustrengen, die imstande war, sein gerade errichtetes europäisches Imperium zu zerschlagen. Man kann das Ägypten des neunzehnten Jahrhunderts jedoch nicht mit Frankreich vergleichen, das bereits eine Großmacht war. Frankreich konnte geschlagen werden, scheinbar vernichtet sein und sich eine Generation später wieder zu einem blühenden und expandierenden Land erheben. 1815 war Frankreich besiegt und besetzt; 1830, nur fünf zehn Jahre später, hatte es sich soweit erholt, daß es die Eroberung des riesigen Algerien in Angriff nehmen konnte. Ägypten verfügte nicht über diese Konstitution. Es war eben erst aus einem unendlich langen Dämmerzustand erwacht und hatte kaum den ersten Anlauf zu seiner Modernisierung unternommen; der Schlag, der ihm zur Zeit Muhammad Alis versetzt wurde, sollte sich als verhängnisvoll erweisen. Nie wieder bot sich dem Land die Möglichkeit, zu den führenden Nationen aufzuschließen.

Die Araber zogen – und ziehen bis heute – aus dieser Episode den Schluß, daß der Westen nicht möchte, daß man ihm ähnelt, er will nur, daß man ihm gehorcht. Im Briefwechsel zwischen dem Statthalter von Ägypten und den Staatskanzleien der europäischen Mächte finden sich erschütternde Passagen, wo er es nicht versäumt, die von ihm unternommene »zivilisatorische Anstrengung« hervorzuheben, und betont, daß er stets die Interessen der Europäer respektiert habe; er fragt sich also, warum man versucht, ihn zu opfern. »Ich gehöre nicht ihrer Religion an«, schreibt er, »aber ich bin auch ein Mensch, und man muß mich als einen solchen behandeln.«

Am Beispiel Muhammad Alis wird deutlich, daß die dringende Notwendigkeit einer Erneuerung in der arabischen Welt zwar früh gesehen wurde, aber nie in Ruhe angegangen werden konnte. Nicht nur mußte man gleichsam immer den zweiten Schritt vor dem ersten tun, während Europa seinen kulturellen, sozialen und religiösen Verknöcherungen ungeteilte Aufmerksamkeit hatte schenken können; man war zudem gezwungen, sich dem Westen anzupassen und sich gleichzeitig gegen seinen Expansionsdrang, seine Unersättlichkeit und oft auch seine Verachtung zur Wehr zu setzen.

Ich habe von Ägypten gesprochen; ebenso gut hätte ich von China sprechen können, das im gleichen Zeitraum unter dem Vorwand der Handelsfreiheit in den schändlichen »Opiumkrieg« verwickelt wurde, weil es sich weigerte, seine Grenzen für den lukrativen Drogenhandel zu öffnen. Muß man eigens daran erinnern, daß der Aufstieg des Westens und seine beispiellose Leistung für die gesamte Menschheit auch weniger ruhmreiche Seiten hatte? Das Gründungsereignis der modernen Welt war zugleich ein verheerendes Ereignis. Mit überschäumender Energie, im Bewußtsein seiner neugewonnenen Macht und von der eigenen Überlegenheit überzeugt, hatte der Westen in alle Richtungen und auf allen Gebieten gleichzeitig mit der Eroberung der Welt begonnen, wobei er die Wohltaten der Medizin, der neuen Technik und die Ideale der Freiheit ebenso verbreitete, wie er andererseits Massaker, Plünderung und Versklavung praktizierte und auf diese Weise überall sowohl Faszination als auch Verbitterung hervorrief.

Ich habe nur kurz an diesen Sachverhalt erinnern wollen, um deutlich zu machen, daß es für einen Araber – ebenso wie für

einen Inder, einen Madegassen, einen Vietnamesen oder einen Nachkommen der Azteken – niemals leicht gewesen ist, die Kultur des Westens ohne Abstriche, ohne Vorbehalte, ohne Gewissenbisse, ohne inneren Zwiespalt anzunehmen. Dazu mußten erst etliche Bedenken, etliche Vorwürfe ausgeräumt werden, mußten manchmal der eigene Stolz hintangestellt und subtile Kompromisse ersonnen werden. Sehr bald war es nicht mehr möglich, sich wie zu Zeiten Muhammad Alis lediglich zu fragen: »Wie finden wir Anschluß an die Moderne?« Unweigerlich mußte man sich kompliziertere Fragen stellen: »Wie können wir Anschluß an die Moderne finden, ohne unsere Identität zu verlieren?«

»Wie können wir uns der westlichen Kultur angleichen, ohne die eigene Kultur zu verleugnen?«

»Wie können wir das Know-how des Westens erlangen, ohne ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert zu sein?«

Eine unbefangene und systematische Verwestlichung, wie sie der Statthalter von Ägypten betrieben hatte, stand nicht mehr zur Debatte. Der Vizekönig gehörte einer anderen Epoche an. Wie im Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts, wo man nicht zögerte, die Regierungsgeschäfte einem Italiener – Giulio Mazarini – anzuvertrauen, oder wie im Rußland des achtzehnten Jahrhunderts, wo eine Deutsche den Zarenthron besteigen konnte, dachte die Generation von Muhammad Ali nicht in nationalen, sondern in dynastischen und staatlichen Kategorien. Selber albanischen Ursprungs, gab es für Muhammad Ali keinen Grund, eher einem Araber als einem Bosnier oder Franzosen den Oberbefehl über die Armee anzuvertrauen. Sein Schicksal erinnert ein wenig an das der römischen Generäle, die sich in einer Provinz des Imperiums eine Machtbasis schufen, aber von nichts anderem träumten, als gen Rom zu marschieren und sich zum Imperator oder Augustus ausrufen zu lassen. Wäre ihm die Realisierung seines

Traums gelungen, hätte Muhammad Ali sich in Istanbul niedergelassen und es zur Hauptstadt eines europäisierten islamischen Reiches gemacht.

Bereits bei seinem Tod im Jahre 1849 hatten sich die Dinge merklich geändert. In Europa brach das Zeitalter der Nationalstaaten an, und für die Vielvölkerstaaten begann der Niedergang. In der muslimischen Welt ließ diese Entwicklung nicht lange auf sich warten. Auf dem Balkan gerieten die vom osmanischen Reich regierten Völker ebenso in Bewegung wie die verschiedenen Volksgruppen innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie. Auch im Nahen Osten stellten sich die Menschen jetzt die Frage nach ihrer »wahren« Identität. Bislang hatte jeder seine sprachlichen, religiösen und regionalen Zugehörigkeiten besessen, ohne daß die staatliche Zugehörigkeit ein Problem aufgeworfen hätte, da alle Untertanen des Sultans waren. Mit dem einsetzenden Zerfall des osmanischen Reiches rückte unweigerlich die Frage der »Nachlaßverwaltung« an die Spitze der Tagesordnung. Sollte jede Gemeinschaft ihren eigenen Staat erhalten? Aber was tun, wenn mehrere Gemeinschaften seit Jahrhunderten in einem Land zusammenlebten? Sollte man das Gebiet des Reiches nach sprachlicher oder religiöser Zugehörigkeit aufteilen? Oder entlang der traditionellen Grenzen seiner Provinzen? Wer in den letzten Jahren den Zusammenbruch Jugoslawiens verfolgt hat, kann sich eine schwache Vorstellung davon machen, was die Auflösung des riesigen osmanischen Reiches bedeuten mußte.

Die verschiedenen Völker suchten die Verantwortung für die Mißstände, unter denen sie zu leiden hatten, aufeinander abzuwälzen: Wenn die Araber nicht vorankamen, dann aufgrund der türkischen Herrschaft, die sie lähmte; wenn die Türken nicht vorankamen, dann weil die Araber ihnen seit Jahrhunderten ein Klotz am Bein waren. Besteht die größte

Tugend des Nationalismus nicht darin, für jedes Problem eher einen Schuldigen zu finden als eine Lösung? Die Araber schüttelten also das türkische Joch ab, in der Überzeugung, ihre Renaissance könne endlich anbrechen; während die Türken darangingen, ihre Kultur, ihre Sprache, ihr Alphabet und ihre Kleidung zu »entarabisieren«, um Europa mit weniger Gepäck leichter einholen zu können.

Vieleicht enthielten die Behauptungen der einen wie der anderen Seite etwas Wahres. Was uns zustoßt, ist immer ein wenig durch andere mitverschuldet, und was den anderen zustoßt, immer ein wenig von uns mitverschuldet. Aber wie dem auch sei – ich wollte die Argumente der arabischen und türkischen Nationalisten nicht ansprechen, um über sie zu diskutieren, sondern um die Aufmerksamkeit auf eine allzuoft vergessene Wahrheit zu lenken: Die spontane Reaktion der muslimischen Welt auf das durch ihre notwendige Erneuerung verursachte Dilemma war keineswegs der religiöse Fundamentalismus. Diese Haltung blieb lange Zeit auf verschwindend kleine – um nicht zu sagen, unbedeutende – Minderheiten und Randgruppen beschränkt. Im Namen der Nation, und nicht in dem der Religion, wurde die mediterrane muslimische Welt regiert. Die Nationalisten haben die Länder in die Unabhängigkeit geführt, sie waren die Begründer des Vaterlandes, sie waren es, die danach Jahrzehntelang die Zügel in der Hand hielten und auf die sich sämtliche Hoffnungen und Erwartungen richteten. Nicht alle waren so offen laizistisch und modernistisch wie Atatürk, doch kaum einer stützte sich auf die Religion; sie hatten sie gewissermaßen in Klammern gesetzt.

Der bedeutendste unter diesen Führern war Nasser. Und wenn ich »der bedeutendste« sage, ist das noch ein schwacher Euphemismus. Man kann sich heute nurmehr schwer vorstellen, welches Prestige der seit 1956 amtierende

ägyptische Präsident damals besaß. Überall, von Aden bis Casablanca, hingen seine Fotos, die jungen und auch die weniger jungen Leute schworen nur bei seinem Namen, aus den Lautsprechern schallten Lieder zu seinem Ruhm, und wenn er eine seiner Dauerreden hielt, standen die Leute zwei, drei oder vier Stunden lang unermüdlich in dichten Trauben um die Radiogeräte. Nasser war ein Abgott für die Leute, ein Idol. Ich kann noch so sehr nach einem vergleichbaren Phänomen in der jüngeren Geschichte suchen, ich finde keines. Keines, das sich über so viele Länder gleichzeitig erstreckt, keines von solcher Intensität. Zumindest was die muslimisch-arabischen Welt betrifft, hat es niemals etwas gegeben, das diesem Phänomen auch nur annähernd gleichgekommen wäre.

Nun war aber dieser Mann, der mehr als jeder andere die Hoffnungen der Araber verkörperte, ein erbitterter Feind der Islamisten; sie haben versucht, ihn zu ermorden, und er selbst hat mehrere ihrer Führer hinrichten lassen. Ich erinnere mich übrigens, daß zu jener Zeit die Anhänger islamistischer Bewegungen vom einfachen Volk als Feinde der arabischen Nation betrachtet wurden, oft sogar als eine »Ausgeburt« des Westens.

Wollte man also im politischen, antiwestlichen und modernitätsfeindlichen Islamismus den spontanen und natürlichen Ausdruck der arabischen Völker sehen, wäre das eine zumindest vorschnelle Verkürzung. Erst mußten sich die nationalistischen Führer mit Nasser an der Spitze durch die lange Reihe ihrer militärischen Fehlschläge ebenso wie durch ihre Unfähigkeit, die mit der Unterentwicklung verbundenen Probleme zu lösen, in eine Sackgasse manövriren, damit ein nennenswerter Teil der Bevölkerung den Reden des religiösen Fundamentalismus Gehör schenkte und damit seit den siebziger Jahren zunehmend Schleier und Bärte des Protests Verbreitung fanden.

Ich würde zu jedem einzelnen Fall gern länger Stellung nehmen, zu Ägypten, zu Algerien und zu all den anderen Ländern, könnte von Träumen und Enttäuschungen erzählen, von verfehlten Anfängen und verheerenden Entscheidungen, vom Zusammenbruch des Nationalismus, des Sozialismus und alles dessen, woran die jüngere Generation dieser Region – nicht anders als die der übrigen Welt, von Indonesien bis Peru – geglaubt hat und woran sie dann verzweifelt ist. Ich will mich aber darauf beschränken, noch einmal nachdrücklich zu betonen, daß der religiöse Fundamentalismus für Muslime und Araber nicht die spontane, nicht die natürliche und nicht die unmittelbare Wahl gewesen ist.

Bevor sie versucht waren, diesen Weg einzuschlagen, mußten sich ihnen alle andere verschließen. Und es mußte sich erst herausstellen, daß er, der rückwärts gewandte Weg, paradoxalement im Trend der Zeit lag.

### **III**

## **Die Zeit der globalen Stämme**

#### **1**

Der »Trend der Zeit« ist zweifellos kein sehr scharfer Begriff. Wenn ich mich seiner bediene, dann um der diffusen und schwer faßlichen Realität Rechnung zu tragen, daß in gewissen Momenten der Geschichte zahlreiche Menschen dazu übergehen, einem Element ihrer Identität auf Kosten aller anderen den Vorzug zu geben. So ist es heute üblich geworden, seine religiöse Zugehörigkeit zu betonen und als das zentrale Element der eigenen Identität zu betrachten; zwar ist diese Haltung weniger verbreitet als noch vor dreihundert Jahren, aber unbestreitbar weiter verbreitet als vor etwa fünfzig Jahren.

Ich hätte auch vom intellektuellen oder emotionalen Klima sprechen können, Begriffe, die kaum weniger unscharf sind als der »Trend der Zeit«. Wie immer wir es nennen wollen –, was zählt, sind die eigentlichen Fragen: Wie kommt es, daß heute überall auf der Welt Frauen und Männer ihre religiöse Zugehörigkeit wiederentdecken und sich veranlaßt sehen, sie auf unterschiedliche Weise zu betonen, während dieselben Menschen noch vor ein paar Jahren spontan eher ganz andere Zugehörigkeiten in den Vordergrund gestellt hätten? Wie kommt es, daß ein jugoslawischer Muslim sich eines Tages nicht mehr als Jugoslawe, sondern in erster Linie als Muslim bezeichnet? Wie kommt es, daß ein jüdischer Arbeiter in Rußland, der sich zeitlebens vor allem als Proletarier verstanden hat, eines Tages anfängt, sich vor allem als Jude zu begreifen? Wie kommt es, daß die stolze Betonung der

Religionszugehörigkeit, die unlängst noch als unschicklich gegolten hätte, heute legitim und natürlich erscheint, und das in so vielen Ländern gleichzeitig?

Das Phänomen ist komplexer Natur, und keine Erklärung kann es ganz und gar verständlich machen. Es besteht indes kein Zweifel, daß der Niedergang und spätere Zusammenbruch der kommunistischen Welt bei dieser Entwicklung eine entscheidende Rolle gespielt hat. Seit immerhin mehr als hundert Jahren verspricht der Marxismus, auf diesem Planeten einen neuen Typ von Gesellschaft zu errichten, aus der die Gottesvorstellung verbannt sein soll; das Scheitern dieses Projekts sowohl in wirtschaftlicher und politischer wie in moralischer und intellektueller Hinsicht führte dazu, jene Glaubensvorstellungen zu rehabilitieren, die der Marxismus auf den Müllhaufen der Geschichte hatte werfen wollen. Als geistige und identitäre Zuflucht war die Religion von Polen bis Afghanistan eine Anlaufstelle für alle, die sich gegen den Kommunismus zur Wehr setzten. Folgerichtig erschien die Niederlage von Marx und Lenin mindestens ebensosehr als Rache der Religionen wie als Sieg des Kapitalismus, des Liberalismus oder des Westens.

Dies ist jedoch nicht der einzige Faktor, der für den »Anstieg« der Religiosität im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts von entscheidender Bedeutung war. Obgleich die finale Krise der kommunistischen Welt die intellektuelle und politische Diskussion schwer belastet hat und immer noch belastet, blieben doch viele Dinge unverständlich, wenn man nicht zusätzliche Faktoren in Betracht zieht, angefangen bei jener anderen Krise, die den Westen betrifft und die einige einfach nur »die Krise« nennen.

Man kann diese Krise zwar nicht mit der des Kommunismus auf eine Stufe stellen – es wäre unsinnig zu behaupten, daß es in dem langanhaltenden Konflikt zwischen den beiden

Machtblöcken nicht einen Gewinner und einen Verlierer gegeben hat. Ebensowenig läßt sich leugnen, daß sich das westliche Modell selbst – trotz seines Triumphes, und obwohl sich sein Einfluß über den gesamten Erdball erstreckt – in einer Krise sieht, unfähig, das Problem der Armut in seinen eigenen Metropolen zu lösen, unfähig, Probleme wie Arbeitslosigkeit, Kriminalität, Drogenabhängigkeit etc. in den Griff zu bekommen. Es gehört ja zu den irritierendsten Paradoxien unserer Zeit, daß ausgerechnet die Gesellschaftsform mit der größten Anziehungskraft, die alle anderen deklassiert hat, von tiefen Selbstzweifeln geplagt wird.

Versetzen wir uns für einen Moment an die Stelle eines neunzehnjährigen jungen Mannes, der sich gerade an einer arabischen Universität eingeschrieben hat. Früher wäre er von irgendeiner marxistischen Organisation angezogen gewesen, die für seine Existenzsorgen ein offenes Ohr gehabt und ihn auf ihre Weise in die Theoriedebatten eingeführt hätte; oder er wäre einer nationalistischen Organisation beigetreten, die seinem Bedürfnis nach Identität entsprochen und ihm vielleicht von nationaler Wiedergeburt und Modernisierung vorgeschwärmt hätte. Heute hat der von autoritären, inkompetenten und korrupten Regimes vereinnahmte arabische Nationalismus seine Glaubwürdigkeit eingebüßt und der Marxismus seine Anziehungskraft verloren. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der junge Mann vom Westen – seinem Lebensstil, seinen wissenschaftlichen und technologischen Errungenschaften – fasziniert ist; eine solche Faszination bliebe für sein Engagement jedoch ohne große Folgen, da keine nennenswerte politische Organisation für dieses Modell einsteht. Wen es nach dem »westlichen Paradies« gelüstet, dem bleibt oft nur die Möglichkeit auszuwandern. Es sei denn, er gehört einer jener privilegierten »Kasten« an, die sich bemühen, in ihren Kreisen einige Aspekte dieses beneideten

Modells mehr schlecht als recht nachzuahmen. Aber alle, die nicht mit einer Limousine unter dem Balkon geboren wurden, alle, denen daran liegt, die bestehende Ordnung zu erschüttern, und die genug haben von Korruption, staatlicher Willkür, sozialer Ungerechtigkeit, Arbeitslosigkeit und Perspektivlosigkeit, alle, die Mühe haben, in einer sich rasend schnell verändernden Welt ihren Platz zu finden – sie alle fühlen sich von der islamistischen Bewegung angezogen. Dort erfüllt sich für sie das Bedürfnis nach Identität, nach Gruppenzugehörigkeit, nach Spiritualität, nach einfachen Erklärungen für eine zu komplexe Wirklichkeit wie auch ihr Bedürfnis, zu handeln und aufzugehen.

Bei der Aufzählung jener äußeren Umstände, die die Jugend in der muslimischen Welt dazu bringt, den religiösen Bewegungen beizutreten, empfinde ich unweigerlich ein tiefes Unbehagen. Es resultiert aus der Tatsache, daß ich mich in diesem zwischen Islamisten und Staatsführung ausgetragenen Konflikt mit keinem der beiden Lager zu identifizieren vermag. Ich bin unempfänglich für die Reden der radikalen Islamisten, nicht nur weil ich mich als Christ ausgeschlossen fühle, sondern auch, weil ich es nicht akzeptieren kann, wenn eine religiöse Gruppierung – und sollte sie auch die Mehrheit bilden – der Gesamtbevölkerung ihre Gesetze aufzwinge: In meinen Augen ist die Tyrannie der Mehrheit moralisch gesehen um nichts besser als die der Minderheit. Und weil ich aus tiefster Seele an die Gleichheit aller Menschen glaube, vor allem an die von Mann und Frau, sowie an die Freiheit des Glaubens, an die Freiheit jedes einzelnen, sein Leben nach den eigenen Vorstellungen zu führen, und weil ich jeder Lehre mißtraue, die derart grundlegende Werte in Frage stellt.

Nachdem dies in aller Deutlichkeit gesagt worden ist, muß ich hinzufügen, daß die despotischen Regimes, die die Islamisten bekämpfen, in meinen Augen nicht vorteilhafter dastehen, und ich weigere mich, ihren Machtmißbrauch schon darum gutzuheißen, weil er unter dem Vorwand begangen wird, er sei das kleinere Übel. Diese Völker haben etwas besseres verdient als ein kleineres Übel oder eine Notlösung; was sie brauchen, sind wirkliche Lösungen, die nur in einer echten Demokratie, einer echten Erneuerung bestehen können, will sagen, in einer umfassenden und einvernehmlichen anstatt in einer bruchstückhaften und gewaltsam erzwungenen Erneuerung. Und mir scheint, daß ein anderer Blick auf den Begriff der Identität dazu beitragen kann, einen Weg aus der Sackgasse, einen Weg menschlicher Freiheit aufzuzeigen.

Ich schließe die Klammer, um auf den »Trend der Zeit« zurückzukommen, und behaupte: Der Anstieg der Religiosität mag sich zum Teil aus dem Zusammenbruch des Kommunismus, zum Teil aus der Sackgasse, in der sich etliche Länder der Dritten Welt befinden, und zum Teil aus der Krise des westlichen Modells erklären lassen, aber die Tragweite des Phänomens und seine Motive sind nicht zu verstehen, wenn man nicht die jüngsten, überaus spektakulären Entwicklungen im Bereich der Kommunikation und die Gesamtheit dessen einbezieht, was man heute als Globalisierung bezeichnet.

In einem 1973 veröffentlichten Text erklärte der britische Historiker Arnold Toynbee, daß die Entwicklung der Menschheit drei aufeinanderfolgende Phasen durchlaufen habe.

Während der ersten Periode, die der prähistorischen Zeit entspricht, ging der Austausch von Informationen extrem langsam vonstatten; der Fortschritt des Wissens vollzog sich

jedoch noch langsamer, so daß jede Neuerung Zeit fand, sich über die ganze Welt zu verbreiten, bevor eine weitere Neuerung auf den Plan trat. Auch besaßen alle menschlichen Gesellschaften in etwa den gleichen Entwicklungsstand und wiesen zahllose Übereinstimmungen auf.

Während der zweiten Periode verlief die Entwicklung des Wissens weitaus schneller als ihre Verbreitung, so daß die Unterschiede der menschlichen Gesellschaften auf allen Gebieten immer größer wurden. Diese Phase dauerte mehrere Jahrtausende und entspricht dem, was wir die historische Zeit nennen.

Schließlich hat in jüngster Zeit eine dritte Periode begonnen, die unsere, in der sich das Wissen zwar immer schneller vermehrt, seine Verbreitung jedoch eine noch größere Geschwindigkeit erreicht, so daß die Unterschiede zwischen den Gesellschaften wieder zunehmend geringer werden...

Man könnte lange über die Gültigkeit einer solchen Theorie diskutieren, die ich im übrigen nur sehr schematisch wiedergegeben habe. Es ist nicht meine Absicht, aus ihr eine Argumentation abzuleiten, in meinen Augen handelt es sich lediglich um eine überzeugende und intellektuell anregende Darstellung dessen, was wir heute um uns herum beobachten.

Es ist offensichtlich, daß die weltweite Zirkulation von Bildern und Ideen, die immer schwindelerregendere Ausmaße annimmt und offenbar von niemandem mehr kontrolliert werden kann, unsere Kenntnisse, Verhaltensweisen und Ansichten fundamental und in – zivilisationsgeschichtlich betrachtet – sehr kurzer Zeit verändern wird. Ebenso grundlegend wird sie wahrscheinlich unsere Selbstwahrnehmung sowie die Wahrnehmung unserer Zugehörigkeiten und unserer Identität verändern. Wenn man Toynbees Hypothese weiter ausspinnt, könnte man behaupten, daß alles, was die menschlichen Gesellschaften im Laufe der

Jahrhunderte aufgeboten haben, um ihre Unterschiede zu betonen, um sich von den anderen und gegen die anderen abzugrenzen, einem Entwicklungsdruck unterworfen sein wird, der darauf zielt, genau diese Unterschiede zu verringern und solche Grenzen verschwinden zu lassen.

Diese beispiellose Metamorphose, die sich unter erheblichem Donnergrollen und Wetterleuchten vor unseren Augen abspielt und immer noch beschleunigt, geht nicht ohne Verletzungen ab. Sicherlich akzeptieren wir alle eine Menge Dinge, die uns die Welt von heute bietet, ganz gleich, ob sie uns vorteilhaft oder unvermeidlich erscheinen; aber bei jedem von uns kommt es vor, daß er aufgelehrt, wenn er einen wesentlichen Punkt seiner Identität bedroht fühlt – seine Sprache, seine Religion, die verschiedenen Symbole seiner Kultur oder seine Unabhängigkeit. Überdies steht die gegenwärtige Epoche unter dem doppelten Vorzeichen von Harmonisierung und Dissonanz. Nie zuvor hatten Menschen so viele Dinge miteinander gemein, so viele Kenntnisse, so viele Bezugspunkte, so viele Bilder, Worte und Werkzeuge, die sie miteinander teilen, doch veranlaßt das die einen wie die anderen nur um so mehr, ihre Unterschiede zu betonen.

Was ich hier sage, ist mit bloßem Auge zu erkennen. Es besteht kein Zweifel, daß als Reaktion auf die fortschreitende Globalisierung ein verstärktes Bedürfnis nach Identität entsteht; und aufgrund der existentiellen Ängste, die derart unvermittelte Veränderungen mit sich bringen, auch ein verstärktes Bedürfnis nach Spiritualität. Nun bietet aber nur die religiöse Zugehörigkeit eine Antwort auf beide Bedürfnisse, zumindest versucht sie es.

Ich habe eben das Wort »Reaktion« verwendet; ich sollte richtigerweise hinzufügen, daß es dem Phänomen in seiner Gesamtheit allein nicht gerecht werden kann. Zweifellos kann man im weitesten Sinne des Wortes von »Reaktion« sprechen,

wenn eine Gruppe von Menschen aus Angst vor Veränderung Zuflucht in den Werten und Symbolen einer alten Tradition sucht. Ich habe jedoch den Eindruck, daß dem Anstieg der Religiosität mehr zugrunde liegt als eine bloße Reaktion – möglicherweise der Versuch einer Synthese zwischen dem Bedürfnis nach Identität und der Forderung nach Universalität. In der Tat wirken die Glaubensgemeinschaften wie »globale Stämme« – »Stämme« wegen ihrer identitären Geschlossenheit, und »global«, weil sie sich mühelos über Grenzen hinwegsetzen. Einem Glauben anzuhängen, der nationale, ethnische und soziale Zugehörigkeiten übersteigt, erscheint in den Augen mancher Menschen als spezifischer Ausdruck ihrer Universalität. Die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft wäre also in gewisser Hinsicht die globalste, universalste Form von Partikularismus, oder vielleicht sollte man sagen: der unmittelbarste, »natürlichste« und am stärksten verwurzelte Universalismus.

Wie immer die adäquate Formulierung lauten müßte, wichtig ist die Einsicht, daß das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft, wie es sich uns heute zeigt, nicht die Rückkehr zu einer früheren Situation darstellt. Wir stehen nicht am Beginn eines Zeitalters der Nationalstaaten, sondern vor seinem Ende. Und wir erleben nicht die Morgenröte des Internationalismus – zumindest nicht die des »proletarischen« Internationalismus –, sondern seine Dämmerung. Auch läßt sich das Gefühl, in erster Linie einer Religion anzugehören, nicht mit einer verächtlichen Handbewegung als eine binnen kurzem überwundene historische Erscheinung abtun. Unweigerlich erhebt sich die Frage, woraufhin es überwunden werden soll – in Richtung auf ein neues Zeitalter der Nationen? Das erscheint mir weder wahrscheinlich noch erstrebenswert. Im übrigen ist das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen »Kirche« heute das verlässlichste Bindemittel für

Nationalismen aller Art, selbst in Ländern, die sich laizistisch geben; das gilt gleichermaßen für Türken und Russen wie für Griechen, Polen und Israelis sowie für viele, die dies nur widerwillig zugeben würden. Woraufhin wird man also die religiöse Zugehörigkeit überwinden? Welche andere Zugehörigkeit könnte sie obsolet werden lassen, wie sie es doch einst zu sein schien?

## 2

An diesem Punkt meiner Überlegungen sollte ich, um größere Mißverständnisse zu vermeiden, eines klarstellen: Wenn ich von der Überwindung der religiösen Zugehörigkeit spreche, will ich damit nicht sagen, daß man die Religion als solche überwinden müßte. Ich glaube nicht, daß die Religion jemals auf das Abstellgleis der Geschichte geschoben werden wird, weder von der Wissenschaft noch von irgendeiner Lehre oder irgendeinem politischen Regime. Je weiter die Wissenschaft voranschreitet, desto dringlicher stellt sich dem Menschen die Frage nach seiner Bestimmung. Der Gott des »Wie?« mag eines Tages verblassen, der Gott des »Warum?« jedoch wird niemals sterben. Vielleicht werden wir in tausend Jahren nicht die gleichen Religionen haben wie heute, doch eine Welt ohne irgendeine Art von Religion erscheint mir unvorstellbar.

Ich beeile mich hinzuzufügen, daß sich das Bedürfnis nach Spiritualität meines Erachtens nicht zwangsläufig in der Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft ausdrücken muß. Es gibt in der Tat zwei tiefe Sehnsüchte, die beide auf ihre Weise legitim und natürlich sind, jedoch auf keinen Fall miteinander verwechselt werden dürfen: zum einen die Sehnsucht nach einer »besseren« Welt, die unsere Existenz, unsere Leiden und Enttäuschungen transzendierte, die dem

Leben und dem Tod einen Sinn verleiht, und sei dieser auch illusorisch; zum anderen das in jedem Menschen vorhandene Bedürfnis nach Verbundenheit mit einer Gemeinschaft, die ihn akzeptiert, ihn achtet, und in deren Mitte er ohne viele Worte verstanden wird.

Ich träume nicht von einer Welt, in der für die Religion kein Platz mehr ist, sondern von einer Welt, in der sich das Bedürfnis nach Spiritualität von dem Bedürfnis nach Gruppenzugehörigkeit emanzipiert hätte. Von einer Welt, in der Menschen zwar weiterhin religiösen Vorstellungen, einer Konfession, bestimmten, eventuell von einem heiligen Buch inspirierten moralischen Werten anhängen, aber nicht mehr das Bedürfnis verspüren, im Gleichschritt mit ihren Glaubensbrüdern zu marschieren; von einer Welt, in der die Religion nicht länger für den inneren Zusammenhalt kriegsführender Völker herhalten muß. Die Trennung von Kirche und Staat reicht heute nicht mehr aus; genauso wichtig wäre es, die Bereiche Religion und Identität voneinander zu trennen. Wenn man vermeiden will, daß Fanatismus, Terror und ethnische Kriege weiterhin von dieser Verquickung profitieren, müßte es deshalb gelingen, dem Bedürfnis nach Identität auf andere Weise gerecht zu werden.

Das bringt mich auf meine Ausgangsfrage zurück: Wodurch könnte die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft heute ersetzt werden?

Die Schwierigkeit, die auf den vorangegangenen Seiten angedeutet wurde, besteht darin, daß diese Zugehörigkeit mittlerweile die tiefste, unvergänglichste und am stärksten verwurzelte Zugehörigkeit zu sein scheint, die einzige, die derart viele essentielle Bedürfnisse des Menschen abzudecken vermag; und daß die anderen traditionellen Bezugssysteme wie

Nationalität, Volksgruppe, Rasse und Klassenzugehörigkeit – die sich alle als zu eingeschränkt, zu limitierend und als keineswegs weniger mörderisch erweisen – sie nicht dauerhaft ersetzen können. Wenn die Zugehörigkeit zu einem »globalen Stamm« überwunden werden soll, dann nur in Richtung auf eine sehr viel weitreichendere und von einer noch umfassenderen humanistischen Vision getragene Zugehörigkeit.

Zweifellos, wird man mir antworten, aber welche könnte das sein? Welche »weitreichendere Zugehörigkeit«? Und welche »Humanistische Vision«? Man braucht sich nur in der Welt umzuschauen, um festzustellen, daß es keine einzige neue Zugehörigkeit gibt, die den mächtigen, irrationalen Bezugssystemen Paroli bieten könnte, die ihre Fähigkeit, Menschen zu mobilisieren, die gesamte Geschichte hindurch eindrücklich unter Beweis gestellt haben. Zumal jede Anschauung, die global zu sein beansprucht, heute das Mißtrauen unserer Mitmenschen weckt, sei es, daß sie ihnen naiv erscheint, sei es, daß sie in ihr eine Gefahr für ihre Identität vermuten.

Mißtrauen ist zweifellos eines der Schlüsselworte unserer Zeit. Mißtrauen gegenüber Ideologien, gegenüber Zukunftsversprechen, gegenüber der Politik, der Vernunft, der Moderne. Mißtrauen gegenüber der Idee des Fortschritts und praktisch allem gegenüber, woran wir das zwanzigste Jahrhundert hindurch geglaubt haben – ein Jahrhundert großer Errungenschaften, die alles bislang Dagewesene in den Schatten stellen, und ein Jahrhundert unverzeihlicher Verbrechen und enttäuschter Hoffnungen. Mißtrauen endlich gegenüber allem, was global oder universal erscheint.

Noch vor gar nicht langer Zeit hätten etliche Menschen bereitwillig die Vorstellung einer globalen Zugehörigkeit akzeptiert, in der man gewissermaßen das natürliche Ziel der

menschlichen Geschichte sah; ein Einwohner von Turin, der zunächst Piemonteser, später italienischer Staatsbürger war, sollte demnach mit der Zeit zu einem Bürger Europas und schließlich zum Weltbürger werden. Das ist natürlich stark vereinfacht, doch diese Vorstellung eines irreversiblen Fortschreitens hin zu immer weiter gefaßten Zugehörigkeiten erschien keineswegs unrealistisch. Durch sukzessive regionale Zusammenschlüsse sollte die Menschheit eines Tages zur höchsten Vereinigung gelangen; es kursierten sogar äußerst verlockende Theorien darüber, daß sich die beiden rivalisierenden Systeme von Kapitalismus und Kommunismus allmählich einander annähern würden, indem jener immer sozialer, dieser immer weniger dirigistisch verführe, bis sie endlich zu einer Einheit verschmolzen wären. Ähnlich wurde den Religionen vorausgesagt, daß sie in einen umfassenden, trostspendenden Synkretismus münden würden.

Heute weiß man, daß die Geschichte nie in den vorgezeichneten Bahnen verläuft. Nicht weil sie von Natur aus erratisch, unergründlich oder unbegreiflich wäre, sich menschlicher Einsicht entzöge, sondern weil sie nichts anderes ist, als was Menschen aus ihr machen, die Summe aller ihrer individuellen und kollektiven Taten, ihrer Äußerungen, ihrer Beziehungen zueinander, ihrer Affinitäten, ihrer Auseinandersetzungen, ihrer Leiden oder ihres Hasses. Je zahlreicher die geschichtlich handelnden Personen, je größer ihre Freiheit, desto komplexer, unüberschaubarer und widerständiger gegenüber reduktionistischen Theorien ist das Ergebnis ihrer Handlungen.

Die Geschichte schreitet in jedem Moment auf unendlich vielen Wegen voran. Läßt sich dennoch irgendeine Richtung in ihr ausmachen? Wir werden es zweifellos erst im nachhinein wissen. Und trotzdem muß dem Begriff selbst irgendein Sinn innewohnen.

Wird die Zukunft eher unseren Hoffnungen oder eher unseren Alpträumen entsprechen? Wird sie von Freiheit oder Knechtschaft bestimmt sein? Werden wir der Wissenschaft letzten Endes unsere Rettung oder unsere Vernichtung zu verdanken haben? Werden wir die hellsichtigen Assistenten eines Schöpfers gewesen sein oder tumbe Zauberlehrlinge? Sind wir auf dem Weg in eine bessere Welt oder in »die beste aller Welten«?

Und vor allem die Frage, die uns am nächsten liegt: Was erwartet uns in den kommenden Jahrzehnten – ein »Krieg der Zivilisationen« oder die Beschaulichkeit des »globalen Dorfes«?

Meine tiefen Überzeugungen ist, daß die Zukunft nirgends geschrieben steht; sie wird das sein, was wir aus ihr machen.

Und das Schicksal?, werden einige mich als gebürtigen Orientalen augenzwinkernd fragen. Ich pflege darauf zu antworten, daß das Schicksal für den Menschen dasselbe ist wie für ein Segelschiff der Wind. Der Mann am Ruder kann nicht entscheiden, woher oder wie stark der Wind bläst, aber er kann sein Segel danach ausrichten. Und davon kann enorm viel abhängen. Derselbe Wind, der einem unerfahrenen oder unvorsichtigen Seemann zum Verhängnis wird, geleitet einen anderen sicher in den Hafen.

Von dem »Wind« der Globalisierung, der über die Welt fegt, könnte man annähernd das gleiche sagen. Es wäre absurd, sich ihm entgegenstemmen zu wollen; wenn man jedoch geschickt steuert, Kurs hält und die Klippen meidet, kann man »in den sicheren Hafen« gelangen.

Ich will es nicht bei diesem doch recht beschränkten Bild aus der Seefahrt belassen; ich halte es für notwendig, die Dinge deutlicher beim Namen zu nennen: Es ist müßig, sich zu fragen, ob der gewaltige technologische Fortschritt, der sich seit einigen Jahren beschleunigt und unser Leben – besonders

auf dem Gebiet der Kommunikation und Verfügbarkeit von Wissen – grundlegend verändert hat, für uns »gut« oder »schlecht« ist; es handelt sich nicht um ein »Projekt«, das zur Abstimmung steht. Die Art und Weise jedoch, in der er sich auf unsere Zukunft auswirkt, hängt in hohem Maße von uns selbst ab.

Einige wären geneigt, alles rundheraus abzulehnen, sich in ihre Identität zu »verkriechen« und leidenschaftliche Verwünschungen gegen die Globalisierung, die westliche Dominanz oder die Arroganz der Vereinigten Staaten auszustoßen. Andere wären im Gegenteil bereit, alles zu akzeptieren, unterschiedslos alles zu »schlucken«, bis sie nicht mehr wissen, wer sie sind, noch wohin es sie treibt und worauf die Welt zusteuert. Zwei scheinbar konträre Haltungen, die sich letzten Endes jedoch insofern decken, als beide von Resignation getragen sind. Alle beide – die verbitterte und die verklärte, die nörglerische und die blauäugige Haltung – gehen von der gleichen Annahme aus, daß nämlich die Welt wie ein Zug auf Schienen rollt und nichts sie von ihrem Kurs abbringen könnte.

Mein Gefühl ist ein anderes. Mir scheint, daß uns der »Wind« der Globalisierung durchaus zum Schlechteren führen kann, ebensogut aber auch zum Besseren. Wenn uns die neuen Kommunikationsmittel zu schnell zusammenrücken lassen und uns veranlassen, darauf mit einer Betonung unserer Unterschiede zu reagieren, machen sie uns andererseits unser gemeinsames Schicksal bewußt. Das führt mich zu der Annahme, daß die derzeitige Entwicklung beizeiten einer neuen Auffassung von Identität zum Durchbruch verhelfen könnte: eine Identität als Summe aller unserer Zugehörigkeiten, unter denen die Zugehörigkeit zur menschlichen Gemeinschaft immer mehr an Bedeutung gewinne, bis sie eines Tages unsere wichtigste Zugehörigkeit

darstellte, ohne dabei unsere vielfältigen individuellen Bezüge auszulöschen. Ich würde nicht unbedingt behaupten, daß der »Wind« der Globalisierung uns unweigerlich in diese Richtung treibt, doch glaube ich, daß er einer solchen Auffassung förderlich ist – und sie zugleich unverzichtbar macht.

### 3

»Die Menschen sind mehr Kinder ihrer Zeit als Kinder ihrer Eltern«, schrieb der Historiker Marc Bloch. Das ist zweifellos immer wahr gewesen, aber niemals so sehr wie heute. Muß man noch daran erinnern, wie schnell und immer schneller sich die Dinge im Laufe der letzten Jahrzehnte entwickelt haben? Wer von unseren Zeitgenossen hat nicht gelegentlich den Eindruck gehabt, in ein oder zwei Jahren Veränderungen miterlebt zu haben, die früher ein ganzes Jahrhundert in Anspruch genommen hätten? Die Älteren unter uns müßten ihr Gedächtnis sogar mächtig anstrengen, um sich in den Geisteszustand ihrer Jugendzeit zurückzuversetzen, um sich die Gewohnheiten wegzudenken, die sie angenommen haben, die Gegenstände und Gerätschaften, die ihnen mittlerweile unverzichtbar geworden sind. Was die Jüngeren betrifft, so haben sie oft nicht die geringste Vorstellung davon, wie das Leben ihrer Großeltern ausgesehen haben könnte, vom Leben früherer Generationen ganz zu schweigen.

Tatsächlich sind wir unseren Zeitgenossen unendlich viel näher als unseren Vorfahren. Wäre es übertrieben, wenn ich sagen würde, daß ich mit einem x-beliebigen Passanten auf einer Straße in Prag, Seoul oder San Francisco mehr Dinge gemeinsam habe als mit meinem eigenen Urgroßvater? Nicht nur in der äußeren Erscheinung, der Kleidung, dem Benehmen oder hinsichtlich der Lebensweise, der Arbeit, der Wohnung,

der Geräte, mit denen wir uns umgeben, sondern auch in unseren Moralvorstellungen und Denkgewohnheiten.

Das gleiche gilt für unseren Glauben. Mögen wir uns noch so sehr als Christen – oder Muslime oder Juden oder Buddhisten oder Hindus – bezeichnen, so hat doch unsere Vorstellung von der Welt wie vom Jenseits kaum noch etwas mit der unserer »Glaubensbrüder« gemein, die vor fünfhundert Jahren lebten. Für die meisten von ihnen war die Hölle ein ebenso realer Ort wie Kleinasien oder Abessinien, von bocksfüßigen Teufeln bevölkert, die wie auf den apokalyptischen Gemälden die Sünder in das Feuer der ewigen Verdammnis stießen. Heute hegt fast niemand mehr derartige Vorstellungen. Ich habe ein besonders klischeehaftes Bild gewählt, doch genauso verhält es sich mit allen unseren Ansichten, auf allen Gebieten. Etliche Verhaltensweisen, die für den heutigen Gläubigen vollkommen akzeptabel sind, wären für seine »Glaubensbrüder« von einst undenkbar gewesen. Erneut habe ich das Wort in Anführungszeichen gesetzt, weil diese Vorfahren nicht dieselbe Religion ausübten wie wir. Wenn wir so unter ihnen gelebt hätten, wie wir uns heute verhalten, wären wir alle wegen Gottlosigkeit, Unzucht, Häresie oder Hexerei auf offener Straße gesteinigt, in den Kerker geworfen oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden.

Insgesamt verfügt jeder von uns über zwei Erbschaften: über eine »vertikale« Erbschaft, die von seinen Vorfahren, den Traditionen seines Volkes, seiner Religionsgemeinschaft herrührt, und über eine »horizontale«, die ihm seine Epoche und seine Zeitgenossen vermachen. Letztere von beiden ist meines Erachtens die ausschlaggebende, und sie wird es mit jedem Tag mehr; dennoch spiegelt sich diese Realität nicht in

unserer Selbstwahrnehmung wider. Wir berufen uns nicht auf das »horizontale«, sondern auf das »vertikale« Erbe.

Es handelt sich hier, möchte ich ausdrücklich betonen, um einen entscheidenden Punkt, wenn wir den Begriff der Identität betrachten, wie er sich uns heute darstellt: Auf der einen Seite steht das, was wir in Wirklichkeit sind und unter dem Einfluß der kulturellen Globalisierung werden – Wesen, aus Fäden der verschiedensten Farben gewoben, die mit der riesigen Gemeinschaft ihrer Zeitgenossen den Großteil ihrer Bezugspunkte, ihrer Verhaltensweisen und Glaubensvorstellungen teilen. Auf der anderen Seite steht das, was wir zu sein glauben oder zu sein vorgeben – Angehörige dieser anstatt jener Gemeinschaft, Anhänger dieses anstatt jenes Glaubens. Es geht nicht darum, die Bedeutung unserer religiösen, nationalen oder sonstigen Zugehörigkeiten abzustreiten; genausowenig darum, den oftmals entscheidenden Einfluß unseres »vertikalen« Erbes zu leugnen. Es geht an dieser Stelle vor allem darum, die Kluft deutlich zu machen, die sich zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir zu sein glauben, auftut.

Wenn wir ehrlich sind, beharren wir doch nur deshalb so erbittert auf unseren Unterschieden, weil sie immer weniger ins Gewicht fallen. Weil trotz aller Konflikte und aller jahrhundertealten Feindschaften kein Tag vergeht, an dem nicht unsere Unterschiede ein wenig geringer und unsere Übereinstimmungen größer werden.

Es hat den Anschein, als würde ich mich darüber freuen. Soll man wirklich froh darüber sein, daß sich die Menschen immer ähnlicher werden? Sind wir nicht auf dem besten Wege, auf eine eintönige Welt zuzusteuern, in der bald nur noch eine einzige Sprache gesprochen wird, in der alle das gleiche Notgepäck an Glaubensvorstellung mit sich herumtragen, alle

die gleichen amerikanischen Serien im Fernsehen schauen und auf den gleichen Sandwiches herumkauen?

Diese Karikatur wird der Frage freilich nicht gerecht, die vielmehr mit allem Ernst erörtert werden sollte. Wir erleben in der Tat eine Zeit großer Verunsicherung, wo die Globalisierung vielen unserer Mitmenschen nicht als eine großartige Verschmelzung und Bereicherung erscheint, sondern als eine Uniformisierung und Verarmung, eine Bedrohung, gegen die man sich wehren muß, um die eigene Kultur, seine Identität und seine Werte zu bewahren.

Vielleicht sind dies alles nur Nachhutgefechte; man muß jedoch zum gegenwärtigen Zeitpunkt so bescheiden sein zuzugeben, daß wir es nicht mit Bestimmtheit wissen. Nicht immer landet das auf den Müllplätzen der Geschichte, was man dort erwarten würde. Und da es so viele Menschen sind, die sich durch die Globalisierung bedroht fühlen, scheint es angebracht, diese Bedrohung etwas genauer unter die Lupe zu nehmen.

Sicherlich kann man bei denen, die sie als Gefahr für sich empfinden, die Angst vor Veränderung erkennen, eine Angst, die so alt ist wie die Menschheit. Es gibt aber auch konkretere Befürchtungen, die ich nicht völlig unberechtigt nennen würde. Denn die Globalisierung konfrontiert uns im gleichen Atemzug mit zwei gegensätzlichen Entwicklungen, von denen die eine in meinen Augen erstrebenswert, die andere höchst unerwünscht ist: Universalität und Uniformität. Zwei Entwicklungen, die so unauflöslich miteinander verquickt erscheinen, als handelte es sich nur um eine einzige; als könnte man sich fragen, ob die eine nicht bloß die weniger vorteilhafte Kehrseite der anderen darstellt.

Ich für meinen Teil bin überzeugt, daß wir es mit zwei gesonderten Entwicklungen zu tun haben, wenngleich sie parallel verlaufen, sich berühren und, so weit das Auge reicht,

miteinander verflochten sind. Es wäre illusorisch, ihre Verwicklungen auf der Stelle entwirren zu wollen, aber man kann versuchen, einen ersten Faden zu fassen zu kriegen.

Grundlage für den Begriff der Universalität ist die Überzeugung, daß mit der Würde des Menschen Rechte verbunden sind, die niemandem aufgrund seines Geschlechts, seiner Religion, seiner Hautfarbe, seiner Nationalität oder aus sonstigen Gründen vorenthalten werden dürfen. Das bedeutet unter anderem, daß jede Verletzung der Grundrechte von Frauen und Männern im Namen dieser oder jener Tradition – einer religiösen Tradition, zum Beispiel – dem Geist der Universalität zuwiderläuft. Es kann nicht auf der einen Seite eine globale Menschenrechtscharta geben und auf der anderen eine muslimische Charta, eine jüdische Charta, eine christliche Charta, eine afrikanische Charta, eine asiatische Charta etc.

Im Prinzip würde dem kaum jemand widersprechen; in der Praxis verhalten sich viele so, als wären sie nicht wirklich davon überzeugt. Keine westliche Regierung richtet beispielsweise ein ähnlich strenges Augenmerk auf die Einhaltung der Menschenrechte in Afrika oder der arabischen Welt, wie sie es im Falle Polens oder Kubas tut. Eine Einstellung, die sich respektvoll wähnt, die in meinen Augen jedoch von tiefer Verachtung zeugt. Jemanden respektieren, seine Geschichte respektieren, verlangt, daß man ihn als Angehörigen derselben Menschheit betrachtet, und nicht als Angehörigen einer anderen, einer zweitklassigen Menschheit.

Ich möchte mich nicht eingehender mit dieser Frage beschäftigen, die allein schon eine lange und materialreiche Untersuchung verdiente. Ich wollte sie hier aber zumindest

kurz ansprechen, da sie für das, was Universalität meint, entscheidend ist. Der Begriff entbehrt jeder Bedeutung, wenn er nicht Werte voraussetzt, die uneingeschränkt für alle Menschen gelten. Diese Werte haben absoluten Vorrang. Die Traditionen verdienen nur in genau dem Maße respektiert zu werden, als sie ihrerseits die Grundrechte von Frauen und Männern respektieren. Die Achtung diskriminierender Gesetze oder »Traditionen« kommt einer Mißachtung ihrer Opfer gleich. Alle Völker und alle Doktrinen haben in bestimmten Momenten ihrer Geschichte Verhaltensweisen ausgeprägt, die im Zuge der mentalen Entwicklung als unvereinbar mit der Würde des Menschen erkannt wurden. Nirgendwo wird man sie mit einem Federstrich beseitigen; das entbindet aber nicht von der Verpflichtung, sie anzuprangern und auf ihr Verschwinden hinzuarbeiten.

Alles, was die Grundrechte betrifft – das Recht, als freier Bürger im Land seiner Väter zu leben, ohne im geringsten verfolgt oder diskriminiert zu werden; das Recht, überall auf der Welt in Würde zu leben; das Recht, sein Leben, seine Partnerschaften, seinen Glauben in der Achtung vor der Freiheit des anderen frei zu wählen; das Recht auf ungehinderten Zugang zu Bildung und Wissen, zu medizinischer Versorgung, zu einem Leben in Anstand und Würde –, all das, und die Liste ließe sich beliebig verlängern, darf unseren Mitmenschen nicht unter dem Vorwand verwehrt werden, daß Glaubenvorstellungen, überkommene Bräuche oder Traditionen gewahrt werden müssen. Auf diesem Gebiet ist es unabdingbar, auf Universalität – und wenn nötig, auch auf Uniformität – hinzuwirken, weil die Menschheit bei all ihrer Vielfalt in erster Linie ein Ganzes bildet.

Und die Besonderheit jeder Zivilisation? Sie muß selbstverständlich respektiert werden, aber auf andere Weise und ohne je seinen klaren Kopf zu verlieren.

Neben dem Kampf für eine universale Wertordnung ist es unbedingt erforderlich, gegen eine uniformistische Verarmung der Welt zu Felde zu ziehen, gegen ideologische, politische, wirtschaftliche oder mediale Hegemonie, gegen verdummende Einmütigkeit und gegen Entwicklungen, die sprachlicher, künstlerischer und intellektueller Ausdrucksvielfalt einen Maulkorb anlegen. Gegen alles, wodurch wir auf eine immer gleichförmigere und infantilere Welt zusteuern: ein Kampf zur Verteidigung bestimmter Gebräuche, bestimmter kultureller Traditionen, aber ein hellsichtiger, offensiver, wohlüberlegter Kampf, ohne Zaghaftigkeit, ohne übertriebene Ängste und mit einem offenen Auge für die Zukunft.

Eine Flut von Bildern, Klängen, Ideen und Produkten überschwemmt die Erde und verändert jeden Tag ein wenig mehr unsere Geschmacksvorstellungen, unsere Sehnsüchte, unsere Verhaltensweisen, unseren Lebensstil, unser Bild von der Welt und auch von uns selbst. In dieser überbordenden Fülle kommen oft widersprüchliche Dinge zum Vorschein. Es stimmt zum Beispiel, daß man heute auf den großen Boulevards von Paris, Moskau, Schanghai oder Prag den Leuchtreklamen einschlägiger Schnellrestaurants begegnet. Ebenso wahr ist aber auch, daß man in zunehmendem Maße auf allen Kontinenten die verschiedensten Kochkulturen vorfindet, nicht bloß die italienische, französische, chinesische oder indische Küche, für die das seit langem gilt, sondern auch die japanische, indonesische, koreanische, mexikanische, marokkanische oder libanesische.

Für einige ist das nur eine Anekdote am Rande. In meinen Augen handelt es sich um ein aufschlußreiches Phänomen. Aufschlußreich für das, was kulturelle Verschmelzung im

täglichen Leben bedeuten kann. Aufschlußreich auch für die möglichen Reaktionen der einen oder anderen. Wie viele Leute nehmen nicht von dieser Entwicklung nur den einen Aspekt wahr, die Begeisterung einiger junger Leute für amerikanisches Fastfood. Ich bin kein Verfechter des Laisser-faire, und ich schätze im Gegenteil gerade Leute, die sich nicht gehenlassen. Daß man sich für den Erhalt des traditionellen Charakters einer Straße, eines Viertels oder einer bestimmten Lebensqualität einsetzt, ist ein legitimes und oft notwendiges Anliegen. Es sollte uns jedoch nicht den Blick auf das Gesamtbild verstellen.

Ich finde es weder ärgerlich noch betrüblich, muß ich gestehen, daß man überall auf der Welt nach Art des Landes speisen kann, wenn einem danach ist, daß man aber auch andere Gerichte geboten bekommt, darunter die der Vereinigten Staaten; oder daß die Briten den Curry ihrer Pfefferminzsoße vorziehen, die Franzosen manchmal ein Couscous anstelle einer Potée bestellen und ein Einwohner von Minsk sich nach Jahrzehnten kulinarischer Eintönigkeit einen Heißhunger auf Hamburger mit Ketchup bewahrt. Mir wäre es im Gegenteil recht, wenn sich dieses Phänomen noch weiter ausbreiten würde und man jede Kochkultur, ob sie nun aus Sichuan, aus Aleppo, aus der Champagne, aus Apulien, aus Hannover oder aus Milwaukee stammt, auf der ganzen Welt genießen könnte.

Was ich von der Küche sagte, ließe sich auf etliche Bereiche der Alltagskultur ausdehnen. Auf die Musik, zum Beispiel. Auch dort herrscht eine unüberschaubare Fülle. Aus Algerien erreichen uns oft die schrecklichsten Nachrichten. Von dem Land geht aber auch eine originelle Musik aus, die von jungen Leuten gemacht wird, die in arabischer, französischer oder kabylischer Sprache singen; einige sind trotz allem im Land geblieben, während andere es verlassen haben, nicht ohne

jedoch die Wahrheit eines Volkes, die Seele einer Kultur, in ihren Herzen zu bewahren und sie in ihre Lieder einfließen zu lassen.

Der Lebensweg dieser Menschen erinnert ein wenig an die sehr viel ältere und ausgedehntere Odyssee jener Afrikaner, die einst als Sklaven nach Amerika verschleppt wurden. Ihre von Louisiana sowie vom karibischen Raum ausgehende Musik hat sich mittlerweile über die ganze Welt verbreitet und ist Teil unseres musikalischen und affektiven Erbes. Auch das ist Globalisierung. Nie zuvor verfügte die Menschheit über die technischen Mittel, so viele unterschiedliche Arten von Musik zu hören, die Stimmen aus Kamerun, Spanien, Ägypten, Argentinien, Brasilien, von den Kapverden ebenso wie die aus Liverpool, Memphis, Brüssel oder Neapel. Noch nie hatten so viele Menschen die Möglichkeit, zu komponieren, zu musizieren, zu singen – und Gehör zu finden.

## 5

Wenn ich hier auf einem Punkt beharre, den ich für eine der Errungenschaften der Globalisierung halte, für ein Moment echter Universalität, so will ich doch nicht die Bedenken derer mit Schweigen übergehen, die darin weniger einen Hinweis auf musikalische Vielfalt als vielmehr auf das zunehmende Übergewicht angelsächsischer Popmusik erkennen. Bedenken, denen man auch in anderen Bereichen begegnet, wenn man etwa den Einfluß bestimmter internationaler Medien anspricht, oder auch das Kino, wo die Übermacht Hollywoods zweifellos erdrückend ist.

Ich habe von Bedenken gesprochen – ein ungenaues Wort, das den höchst unterschiedlichen Reaktionen nicht gerecht wird. Ein Pariser Kaffeehausbesucher, der sich ärgert, zu

wenige französische Chansons im Radio zu hören, und ein fanatischer Prediger, der Parabolantennen als »Paradiabolantennen« verteufelt, weil sie seines Erachtens den Sirenengesang des Westens transportieren, haben nichts miteinander gemein; außer vielleicht ein gewisses Mißtrauen gegenüber einer globalen Kultur, wie sie sich gegenwärtig herauszubilden beginnt. Mir jedenfalls geben diese beiden Bedenken, wenn ich so sagen darf, zu denken, gleichermaßen, wenn auch nicht in gleichem Ausmaß. Mir liegt nichts an einer arabischen Welt, die rückwärts gewandt gegen die Moderne Sturm läuft; und mir liegt nichts an einem kleinmütigen Frankreich, das zögerlich ins neue Jahrtausend voranschreitet.

Gleichwohl möchte ich wiederholen, daß mir zwar die Bedenken, die die Globalisierung hervorruft, zuweilen übertrieben vorkommen, ich sie aber dennoch nicht für unbegründet halte.

Meines Erachtens gibt es zwei Arten von Bedenken. Die erste werde ich nur kurz andeuten, kürzer als eigentlich erforderlich, weil das den Rahmen dieses Essays sprengen würde. Es ist die Befürchtung, daß die gegenwärtige Pluralität weniger zu einer unerhörten Bereicherung, zu einer Vermehrung der Ausdrucksmöglichkeiten und zu größerer Meinungsvielfalt als paradoxe Weise zu einer Verarmung führen werde; genauso werde die unermeßliche musikalische Vielfalt letztlich in eine Art abgeschmackter, sentimental Geräuschkulisse münden; und auch der enorme Austausch von Ideen werde nur eine reduktionistische Einhelligkeit, einen kleinsten gemeinsamen intellektuellen Nenner erzeugen; so daß in Kürze die ganze Menschheit, mit Ausnahme einiger weniger Sonderlinge, damit beschäftigt sein wird, die gleichen stereotypen Romane zu lesen – sofern sie überhaupt liest –, ununterscheidbaren,

massenhaft verbreiteten Melodien zu lauschen und Filme zu schauen, die alle nach dem gleichen Strickmuster produziert sind, mit einem Wort, sich einen immergleichen Einheitsbrei aus Klängen, Bildern und Glaubensvorstellungen einzuverleiben.

Im Falle der Medien könnte man zu dem gleichen frustrierenden Schluß kommen. Man bildet sich manchmal ein, daß angesichts so vieler Zeitungen, Radiostationen und Fernsehsender unendlich viele unterschiedliche Meinungen zu hören sein müßten. Dann stellt man fest, daß es sich genau umgekehrt verhält: Die Macht dieser Verlautbarungsmedien verstärkt nur die gerade herrschende Meinung, bis sie schließlich alle anderen übertönt. Es ist wahr, daß die Wort- und Bildüberflutung dem kritischen Geist nicht immer förderlich ist.

Müssen wir daraus schließen, daß aufgrund irgendeiner fatalen Gesetzmäßigkeit die Pluralität, anstatt ein Faktor kultureller Vielfalt zu sein, tatsächlich zu Uniformität führt? Die Gefahr besteht zweifellos, und die Tyrannei der Einschaltquoten und die Auswüchse der »political correctness« geben uns einen ersten Vorgeschmack. Aber diese Gefahr liegt in der Logik jedes demokratischen Systems. Man darf mit dem Schlimmsten rechnen, wenn man sich passiv auf das Gewicht nackter Zahlen verläßt; dagegen ist eine solche Entwicklung keineswegs unausweichlich, wenn man mit Verstand die vorhandenen Möglichkeiten, sich zu artikulieren, nutzt und hinter der reduktionistischen Realität der Zahlen die komplexe Wirklichkeit der Menschen wahrzunehmen vermag.

Denn – muß man daran erinnern? – wir befinden uns nicht im Zeitalter der Massen, auch wenn es manchmal den Anschein hat, sondern im Zeitalter der Individuen. Von dieser Warte aus betrachtet, hat sich die Menschheit, nachdem sie im zwanzigsten Jahrhundert mit den größten Gefahren ihrer

Geschichte konfrontiert war, eher besser aus der Affäre gezogen als erwartet.

Obwohl sich die Weltbevölkerung in hundert Jahren nahezu vervierfacht hat, scheint mir, daß sich der einzelne insgesamt stärker als noch in der Vergangenheit seiner Individualität bewußt ist, sich auch stärker seiner Rechte – seiner Pflichten vielleicht weniger – bewußt ist, daß er ein größeres Augenmerk auf seinen Platz in der Gesellschaft, auf seine Gesundheit, sein Wohlergehen, seinen Körper, seine Zukunft, seinen Handlungsspielraum und auf seine Identität richtet, welchen Inhalt er ihr auch immer geben mag. Ebenso scheint mir, daß jeder von uns, wenn er die unerhörten Möglichkeiten zu nutzen weiß, die ihm heute zur Verfügung stehen, einen erheblichen Einfluß auf seine Mitmenschen und die kommenden Generationen ausüben kann – sofern er ihnen etwas zu sagen hat. Und sofern er sich erforderlich zeigt, denn die neuen Verhältnisse präsentieren sich uns ohne Gebrauchsanweisung.

Und sofern er sich vor allem nicht die Decke über den Kopf zieht und brummt: »Grausame Welt, ich will nichts mehr von dir wissen!«

Solcher Kleinmut wäre mindestens ebenso unproduktiv im Falle des zweiten Bedenkens, das die Globalisierung weckt. Anlaß ist diesmal nicht mehr die Uniformisierung, die durch Mittelmäßigkeit, sondern die Uniformisierung, die durch Hegemonie bewirkt wird. Dieses Bedenken ist mit am weitesten verbreitet und die Ursache etlicher blutiger Konflikte sowie unzähliger Spannungen.

Dieses Bedenken ließe sich mit den folgenden Fragen umschreiben: Ist die Globalisierung etwas anderes als eine Amerikanisierung? Wird ihre hauptsächliche Folge nicht darin bestehen, der ganzen Welt eine einzige Sprache, ein und dasselbe wirtschaftliche, politische und soziale System,

denselben Lebensstil, dieselben Werte – die der Vereinigten Staaten – aufzuzwingen? Würde man einigen Leuten Glauben schenken, wäre das gesamte Phänomen der Globalisierung nichts anderes als ein Deckmantel, Tarnung, ein Trojanisches Pferd, in dem sich das Unternehmen Weltherrschaft verbirgt.

Für jeden vernünftigen Beobachter ist die Vorstellung einer »ferngelenten« Entwicklung von Technologien, Sitten und Gebräuchen durch eine Großmacht absurd. Dagegen kann man sich zu Recht fragen, ob die Globalisierung nicht die Vorherrschaft einer Zivilisation oder die Hegemonialstellung einer Staatsmacht stärken wird. Das brächte zwei ernste Gefahren mit sich: erstens ein allmähliches Verschwinden von Sprachen, Traditionen und Kulturen; zweitens das Phänomen, daß die Vertreter der bedrohten Kulturen immer radikalere, immer selbstmörderische Haltungen an den Tag legen.

Das Risiko einer Hegemonie besteht in der Tat. Nur von »Risiko« zu sprechen, wäre sogar ein Euphemismus. Es steht außer Frage, daß die westliche Zivilisation allen anderen gegenüber seit Jahrhunderten eine privilegierte Stellung einnimmt, gegenüber den Zivilisationen Asiens, Afrikas, Osteuropas und denen des präkolumbischen Amerikas, die alle durch den christlichen Westen zunehmend an den Rand gedrängt, nachhaltig beeinflußt, um nicht zu sagen umgeschaffen worden sind. Es steht ebenfalls außer Frage, daß es den westlichen Industrienationen im Zuge des Zusammenbruchs der Sowjetunion gelungen ist, die absolute Vorrangstellung ihres wirtschaftlichen und politischen Systems durchzusetzen, das sich anschickt, zur Norm für die gesamte Welt zu werden. Auch bedarf es keiner weiteren Beweise für die Feststellung, daß die Vereinigten Staaten – seit Ende des Kalten Krieges die einzige wirkliche Supermacht – heute einen in der Geschichte beispiellosen Einfluß auf die gesamte Welt ausüben. Ein Einfluß, der auf verschiedene Weise zum Tragen

kommt, manchmal durch gezielte Aktionen – um einen regionalen Konflikt beizulegen, einen Gegner zu schwächen oder um sich die Wirtschaftspolitik eines Rivalen gefügig zu machen –, oft aber auch ungewollt, ausgelöst durch die Stärke und Anziehungskraft ihres Systems; Tausende von Männern und Frauen streben danach, die Amerikaner nachzuahmen, zu essen wie sie, sich zu kleiden wie sie, zu reden und zu singen wie sie – oder wenigstens so, wie man sich vorstellt, daß sie es tun.

Ich erwähne alle diese Gemeinplätze, weil ich es für sinnvoll hielt, ausdrücklich an sie zu erinnern, bevor ich die Fragen formuliere, die daraus erwachsen. Zunächst: Inwieweit wird die Weltkultur, die mit jedem Tag deutlicher Kontur gewinnt, vorwiegend westliche, insbesondere amerikanische Züge tragen? Und diese Frage zieht weitere nach sich: Was wird aus den verschiedenen Kulturen? Was aus den zahllosen Sprachen, die wir heute sprechen? Lokale Dialekte, die dazu verurteilt sind, früher oder später zu verschwinden? Und in welcher Atmosphäre wird sich die Globalisierung in den kommenden Jahrzehnten abspielen, wenn sie sich zunehmend als zerstörerisch für Kulturen, Sprachen, Gebräuche, Glaubensvorstellungen, kurz, für die Identität der Menschen erweist? Wenn von jedem von uns gefordert wäre, sich selbst zu verleugnen, um Anschluß an die Moderne zu finden, ist dann nicht damit zu rechnen, daß Reaktionen wie Rückwärtsgewandtheit oder auch Gewalt allgemeine Verbreitung finden?

## IV

### **Die Zähmung der Raubkatze**

#### 1

Weder auf den vorangegangenen noch auf den folgenden Seiten unternimmt dieser Essay den Versuch, sämtliche Erscheinungen einzubeziehen, die in den Bereichen Wirtschaft, Technologie, Geopolitik etc. unter den Begriff der Globalisierung fallen; soweinig, wie in den ersten Kapiteln versucht wurde, den weiten Begriff der Identität vollkommen auszuloten. Auch hier verfolge ich ein sehr viel bescheideneres, konkreteres Ziel: Ich versuche herauszufinden, auf welche Weise die Globalisierung eine Verschärfung des identitätsgebundenen Verhaltens bewirkt und auf welche Weise sie eines Tages dazu beitragen könnte, ihm diese Schärfe zu nehmen.

Meine Überlegung geht von folgender Feststellung aus: Wenn die Moderne in den Augen einer Gesellschaft »die Handschrift des Fremden« trägt, neigt sie dazu, diese Moderne abzulehnen und sich gegen sie zu wappnen. Ich habe das am Beispiel der islamisch-arabischen Welt und ihres komplizierten Verhältnisses zu allem, was aus dem Westen kommt, ausführlich erläutert. Ein ähnliches Phänomen läßt sich bezüglich der Globalisierung heute in vielen Teilen der Welt beobachten. Wenn man vermeiden will, daß sie bei Abermillionen von Menschen auf konsequente, erbitterte und selbsterstörerische Ablehnung stößt, ist es entscheidend, daß die globale Zivilisation, die gegenwärtig entsteht, nicht ausschließlich amerikanische Züge trägt; es muß möglich sein,

daß sich jeder in ihr ein Stück weit wiedererkennen, sich mit ihr identifizieren kann, und niemand darf zu der Einsicht gelangen, daß sie ihm unüberwindlich fremd, mithin feindlich gegenübersteht.

Auch hier erscheint es mir sinnvoll, auf das Prinzip der Gegenseitigkeit zu verweisen: Keinem von uns bleibt es heute erspart, vieles von dem anzunehmen, was aus den einflußreichsten Kulturen stammt; jeder sollte aber die Erfahrung machen können, daß Teile seiner eigenen Kultur – Personen, Moden, Kunst- und Gebrauchsgegenstände, Musik, Speisen, sprachliche Ausdrücke – auf allen Kontinenten einschließlich Nordamerika Akzeptanz finden und fortan Teil des universalen Erbes der Menschheit bilden.

Die Identität ist zunächst eine Frage von Symbolen und sogar von Äußerlichkeiten. Wenn ich in einem Parlament Menschen sitzen sehe, die einen mir verwandten Namen tragen, die die gleiche Hautfarbe oder die gleichen Neigungen bzw. die gleichen Schwächen haben, dann kann ich mich von ihm repräsentiert fühlen. Ein »Zeichen der Zugehörigkeit« verbindet mich mit ihm, das deutlich oder schwach sein mag, aber für das alle, denen ihre Identität gewissermaßen ins Gesicht geschrieben steht, ein genaues Gespür haben.

Was auf ein Parlament zutrifft, gilt ebenso für eine soziale Gruppe, eine Nation und für die Weltgemeinschaft. Wo immer man sich befindet, sind diese Identitätszeichen, diese Brücken zum anderen, erforderlich – auch ist das noch die »zivilste« Art und Weise, dem Bedürfnis nach Identität Genüge zu tun.

Einige Gesellschaften, die für diesen Sachverhalt sensibilisiert sind, sofern es sich um den Abbau von Spannungen im eigenen Land handelt, zeigen sehr viel weniger Gespür, wenn es um das Verhältnis verschiedener Kulturen auf globaler Ebene geht. Ich denke natürlich an die Vereinigten Staaten. Jeder, der sich dort vor den Fernseher setzt – er mag

polnischen, irischen, italienischen, afrikanischen oder hispanoamerikanischen Ursprungs sein –, wird unweigerlich auf polnische, irische, italienische, afrikanische oder hispanoamerikanische Namen und Gesichter stoßen. Das wirkt zuweilen so kalkuliert, so »gemacht«, so abgesprochen, daß es einen ärgert. In den Krimis ist der Vergewaltiger in neun von zehn Fällen blond und blauäugig, um nicht den Eindruck zu erwecken, daß Minderheiten negativ dargestellt würden; und sollte der Verbrecher schwarz und der ihn verfolgende *detective* weiß sein, richtet man es so ein, daß auch der Polizeichef ein Schwarzer ist. Nervtötend? Vielleicht. Wenn man sich jedoch an die alten Westernfilme erinnert, in denen die Indianer unter dem frenetischen Jubel der jungen Zuschauer scharenweise niedergemetzelt wurden, erscheint einem die gegenwärtige Haltung als das geringere Übel.

Andererseits möchte ich diesen »Balanceakten« nicht mehr Anerkennung zollen, als sie verdienen. Wenn sie auch manchmal helfen, rassistische oder ethnische Vorurteile einzudämmen, tragen sie doch nicht selten dazu bei, diese festzuschreiben. Im Namen des gleichen Prinzips – daß sich kein Amerikaner durch das, was er hört oder sieht, brüskiert fühlen soll – sind auf dem Bildschirm Liebesbeziehungen zwischen Weißen und Schwarzen gleichsam tabu, weil die öffentliche Meinung, wie es heißt, derartige Mesalliancen nicht goutiert. Man achtet also darauf, daß die amourösen »Stammesgrenzen« gewahrt bleiben. Und selbst das erscheint derart kalkuliert, derart vorhersehbar, daß es ermüdend und sogar beleidigend wirkt.

Das sind die Auswüchse eines kindischen *common sense*... Sie ändern in meinen Augen aber nichts an der Richtigkeit dieser einfachen Idee, die in den Vereinigten Staaten zur Zeit tonangebend ist und derzufolge jeder Bürger, vor allem wenn er einer Minderheit angehört, sich in den Namen und

Gesichtern auf dem Bildschirm wiedererkennen und positiv dargestellt finden soll, um sich nicht von der nationalen Gemeinschaft ausgeschlossen zu fühlen.

Eine Idee, die es verdient hätte, in größerem Rahmen aufgegriffen zu werden: Wo in der heutigen Zeit die ganze Welt Zugang zu den gleichen Bildern, den gleichen Melodien, den gleichen Produkten haben kann, wäre es da nicht normal, wenn diese Bilder, Melodien und Produkte auch alle Kulturen repräsentieren würden, wenn sich jeder in ihnen wiedererkennen könnte und niemand den Eindruck haben müßte, ausgegrenzt zu sein? Auf globaler wie auf gesellschaftlicher Ebene dürfte sich niemand verhöhnt, herabgesetzt, lächerlich gemacht oder »verteufelt« fühlen, so daß er sich zuletzt genötigt sieht, seine Religion, seine Hautfarbe, seine Sprache, seinen Namen oder irgendeinen anderen wesentlichen Bestandteil seiner Identität beschämmt zu verhehlen, um unter den anderen leben zu können. Jeder sollte erhobenen Hauptes, ohne Angst und ohne Groll, allen seinen Zugehörigkeiten Rechnung tragen können.

Es wäre verheerend, wenn die derzeitige Globalisierung als Einbahnstraße funktionieren würde – am einen Ende die »universalen Sender«, am anderen die »Empfänger«; am einen Ende die »Norm«, am anderen die »Ausnahmen«; am einen Ende die, denen nicht einfällt, sie könnten vom Rest der Welt noch etwas lernen, am anderen jene, die überzeugt sind, daß die Welt niemals bereit sein wird, ihnen Gehör zu schenken.

Während ich dies schreibe, denke ich nicht mehr nur an die hegemoniale Versuchung, sondern auch an jene andere Versuchung, die sich in verschiedenen Teilen der Welt manifestiert, die gewissermaßen die Umkehrung der ersten

oder ihr negatives Abbild darstellt und mir nicht minder verhängnisvoll erscheint: der Trotz.

Wie viele Menschen wissen nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht, und geben es auf, verstehen zu wollen, was vor sich geht, geben es auf, ihren Beitrag zu der eben entstehenden Weltkultur zu leisten, weil sie ein für allemal für sich entschieden haben, daß die sie umgebende Welt unergründlich, feindlich, mörderisch, verrückt, dämonisch ist! Wie viele Menschen stehen vor der Versuchung, sich in ihrer Opferrolle einzurichten – als Opfer der Vereinigten Staaten, Opfer des Westens, Opfer des Kapitalismus oder des Neoliberalismus, als Opfer der neuen Technologien, der Medien oder der Veränderungen... Niemand kann leugnen, daß diese Menschen sich wirklich übervorteilt fühlen und daß sie darunter leiden; es ist ihre Reaktion, die mir verfehlt erscheint. Sich auf eine Opfermentalität zurückzuziehen, ist für das Opfer verheerender als die vorausgegangene Aggression selbst. Das trifft im übrigen auf Gesellschaften wie auf Individuen gleichermaßen zu. Man sucht die Defensive, geht in Deckung, sichert sich nach allen Seiten ab, verschließt sich, brütet vor sich hin, sucht nicht mehr, stumpft ab, tritt auf der Stelle, hat Angst vor der Zukunft, vor der Gegenwart und vor den anderen.

Denen, die so reagieren, möchte ich immer zurufen: Die Welt von heute entspricht nicht dem Bild, das ihr euch von ihr macht! Es stimmt nicht, daß sie von dunklen, alles beherrschenden Mächten gesteuert wird! Es ist nicht wahr, daß sie den »anderen« gehört! Zweifellos vermittelt das Ausmaß der Globalisierung, ebenso wie die schwindelerregende Rasanz der Veränderungen, jedem von uns das Gefühl, von den Ereignissen überrollt zu werden und in den Lauf der Dinge nicht eingreifen zu können. Es ist jedoch wichtig, sich ständig daran zu erinnern, daß dieses Gefühl sehr weit verbreitet ist,

auch unter denen, die man gewöhnlich ganz oben auf der Stufenleiter sieht.

In einem früheren Kapitel sagte ich bereits, daß sich in der heutigen Zeit alle Welt ein wenig als Minderheit, ein wenig heimatvertrieben fühlt. Denn alle Gemeinschaften und alle Kulturen haben den Eindruck, es mit übermächtigen Gegnern zu tun zu haben und ihr Erbe nicht unbeschadet bewahren zu können. Aus der Perspektive des Südens und Ostens ist es der Westen, der dominiert; von Paris aus gesehen, ist es Amerika; wenn man sich jedoch in die Vereinigten Staaten begibt, was sieht man? Minderheiten, die die ganze Vielfalt der Welt widerspiegeln und die alle das Bedürfnis bekunden, ihre ursprüngliche Zugehörigkeit zu behaupten. Und nachdem man alle diese Minderheiten besucht und tausendmal gehört hat, daß die Macht in den Händen männlicher Weißer ruhe, in den Händen angelsächsischer Protestanten, wird Oklahoma City plötzlich von einer ungeheuren Bombenexplosion erschüttert. Wer sind die Täter? Eben jene männlichen, weißen, angelsächsischen Protestanten, die ihrerseits überzeugt sind, daß sie die von allen am meisten vernachlässigte und verhöhnte Minderheit seien und daß mit der Globalisierung »ihrem« Amerika die Stunde geschlagen habe. In den Augen der übrigen Welt besitzen Timothy McVeigh und seine Gefolgsleute exakt das ethnische Profil derer, von denen man dachte, daß sie die Welt beherrschen und über unsere Zukunft bestimmen; nach eigener Ansicht sind sie lediglich eine aussterbende Spezies, die sich nicht anders als durch den mörderischsten Terrorismus zur Wehr setzen kann.

Wem also gehört die Welt? Keiner Rasse im besonderen, keiner einzelnen Nation. Sie gehört mehr als je zuvor in der Geschichte all denen, die in ihr einen Platz finden wollen. All denen, die versuchen, die neuen Spielregeln – so verwirrend

sie auch sein mögen – zu begreifen, um sie zu ihren Gunsten zu nutzen.

Damit man mich recht versteht – ich versuche nicht, die Häßlichkeiten der Welt, in der wir leben, schönzureden; von Anfang an habe ich in diesem Buch ihre funktionalen Mängel, ihre Entgleisungen, ihre Ungleichheiten, ihre mörderischen Auswüchse angeprangert. Wogegen ich mich hier mit einiger Vehemenz ver wahre, ist dieser Hang zur Verzweiflung, die bei den Angehörigen »peripherer« Kulturen weit verbreitete Haltung, sich in Verbitterung, Resignation oder Passivität zu flüchten – und keinen anderen Ausweg daraus zu finden als selbstzerstörerische Gewalt.

Ich zweifle nicht daran, daß die Globalisierung die kulturelle Vielfalt – insbesondere die Vielfalt der Sprachen und Lebensweisen – bedroht; ich bin sogar davon überzeugt, daß diese Bedrohung sehr viel ernster ist als in der Vergangenheit.

Doch gibt die heutige Zeit denen, die die bedrohten Kulturen bewahren wollen, auch die Mittel zu ihrer Verteidigung an die Hand. Anstatt daß diese Kulturen verfallen und in Unbedeutenheit versinken müssen, haben sie heute die Möglichkeit, sich für ihren Erhalt einzusetzen. Wäre es nicht absurd, sie ungenutzt zu lassen?

Die technologischen und sozialen Umwälzungen, die sich um uns herum vollziehen, sind ein historisches Phänomen von großer Komplexität und Tragweite, von dem jeder profitieren kann und das niemand zu beherrschen vermag – nicht einmal die Vereinigten Staaten! Die Globalisierung ist nicht das Instrument einer »neuen Ordnung«, die »bestimmte Kreise« über die Welt herrschen lassen wollen; ich würde sie eher mit einer riesigen, nach allen Seiten offenen Arena vergleichen, in der sich zahllose Turniere und Wettkämpfe gleichzeitig

abspielen und in deren kakophonisches Getöse sich jeder mit seinem eigenen Schlachtruf, seiner eigenen Ausrüstung hineinstürzen kann.

Von außen, mit vorgefaßtem Mißtrauen betrachtet, ist das Internet, zum Beispiel, ein weltumspannendes, monströses Ektoplasma, mit dessen Hilfe die Mächtigen dieser Welt ihre Tentakeln über die gesamte Erde ausstrecken; von innen betrachtet, ist das Internet ein großartiges Werkzeug im Dienste der Freiheit, ein verhältnismäßig egalitärer Raum, den jeder nach seiner Fasson nutzen kann und in dem vier clevere Studenten den gleichen Einfluß ausüben können wie ein Staatschef oder eine Ölgesellschaft. Mag die Dominanz des Englischen auch erdrückend sein, entwickelt sich auf seinen Seiten doch eine mit jedem Tag größere sprachliche Vielfalt, begünstigt durch gewisse Erfindungen auf dem Gebiet der maschinellen Übersetzung – Erfindungen, die noch viel zu wünschen übriglassen, unbeholfen wirken und manchmal lächerliche Ergebnisse zeitigen, die aber deswegen nicht weniger vielversprechend für die Zukunft sind.

Allgemeiner gesprochen: Die neuen Kommunikationsmittel bieten vielen unserer Zeitgenossen, Menschen in allen Teilen der Welt und Angehörigen aller Kulturen die Möglichkeit, sich an dem Projekt zu beteiligen, aus dem morgen unsere gemeinsame Kultur hervorgehen wird.

Wenn man das Sterben der eigenen Sprache aufhalten will, wenn man die Kultur, in der man aufgewachsen ist, in der Welt bekannt machen, ihr Liebe und Achtung verschaffen will, wenn man den Wunsch hegt, daß die Gemeinschaft, der man angehört, Freiheit, Demokratie, Würde und Wohlergehen kennenlernen, so ist der Kampf dafür nicht von vornherein verloren. Beispiele auf allen Kontinenten zeigen, daß diejenigen, die mit Geschick gegen Tyrannie, Obskuratorismus, Segregation, Entwürdigung und Vergessen kämpfen, oft den

Sieg davontragen können; ebenso wie jene, die gegen Hunger, Unwissenheit und Seuchen kämpfen. Wir leben in einer erstaunlichen Zeit, in der jeder, der eine Idee hat – sie mag genial, pervers oder überflüssig sein –, diese innerhalb von vierundzwanzig Stunden Abermillionen seiner Mitmenschen zugänglich machen kann.

Wenn man an etwas glaubt, wenn man die nötige Energie besitzt, die nötige Leidenschaft, die nötige Lebenslust, kann man in den Möglichkeiten, die die heutige Welt bietet, die Mittel finden, einige seiner Träume zu verwirklichen.

## 2

Habe ich mit diesen Beispielen womöglich die These nahelegen wollen, daß jedesmal, wenn uns die heutige Zivilisation mit einem Problem konfrontiert, sie wunderbarerweise die Mittel bereitstellt, es zu lösen? Ich glaube nicht, daß hier Anlaß besteht, ein solches Gesetz aufzustellen. Es ist gleichwohl wahr, daß die großartige Macht, die dem Menschen aufgrund der modernen Wissenschaft und Technik gegeben ist, gegensätzliche Verwendungszwecke finden kann, von denen die einen zerstörerisch, die anderen hilfreich sind. Nie zuvor wurde ein solcher Raubbau an der Natur betrieben; aber mehr denn je sind wir in der Lage, sie zu schützen, weil wir über größere Einflußmöglichkeiten verfügen, und auch, weil unser Umweltbewußtsein gegenüber der Vergangenheit gewachsen ist.

Das bedeutet nicht, daß unser Handeln zum Schutz der Umwelt mit unserer Fähigkeit, sie zu zerstören, immer Schritt halten könnte, wovon leider etliche Beispiele wie das Ozonloch oder die unzähligen, bis heute vom Aussterben bedrohten Arten zeugen.

Ich hätte andere Bereiche als den der Umwelt anführen können. Ich habe mich für letzteren entschieden, weil einige der dort vorhandenen Gefahren mit denen vergleichbar sind, die uns durch die Globalisierung ins Haus stehen. In beiden Fällen ist es die Vielfalt, die bedroht wird; ähnlich wie jene Arten, die Millionen von Jahren existiert haben, um schließlich vor unseren Augen auszusterben, könnten etliche Kulturen, die Jahrhunderte, Jahrtausende überdauert haben, vor unseren Augen untergehen, wenn wir nicht einschreiten.

Einige verschwinden bereits. Sprachen erlöschen mit dem Tod ihrer letzten Sprecher. Menschliche Gemeinschaften, die im Laufe der Geschichte eine originäre Kultur geschaffen haben, in die tausenderlei medizinische, künstlerische, musikalische, modische, gestische, handwerkliche, kulinarische oder erzählerische Erfindungen eingeflossen sind, werden vom Verlust ihrer Heimat, ihrer Sprache, ihres Gedächtnisses, ihres Wissens, ihrer besonderen Identität und ihrer Würde bedroht.

Ich spreche nicht nur von den Gesellschaften, die seit jeher im Schatten der großen geschichtlichen Bewegungen gestanden haben, ich spreche von den zahllosen menschlichen Gemeinschaften in West und Ost, Nord und Süd, die alle ihre Besonderheit besitzen. Mir geht es nicht darum, irgendeine von ihnen in einem bestimmten Moment ihrer Entwicklung einzufrieren, erst recht nicht darum, sie in eine Jahrmarktsattraktion zu verwandeln. Das Ziel ist vielmehr, unser gemeinsames Erbe an Kenntnissen und Aktivitäten in seiner ganzen Vielfalt zu bewahren, überall unter der Sonne, von der Provence bis nach Borneo und von Louisiana bis nach Amazonien; das Ziel ist, allen Menschen die Möglichkeit zu geben, mit beiden Beinen in der Gegenwart zu stehen und in vollem Umfang von allen technischen, sozialen und

intellektuellen Errungenschaften zu profitieren, ohne darum ihr kulturelles Gedächtnis oder ihre Würde verlieren zu müssen.

Warum sollten wir auf die Vielfalt menschlicher Kulturen weniger Rücksicht nehmen als auf die tierische und pflanzliche Artenvielfalt? Müßte sich der legitime Wunsch, unsere Umwelt zu schützen, nicht auch auf die menschliche Umwelt erstrecken? Vom Standpunkt der Natur wie von dem der Kultur aus betrachtet, wäre unsere Erde ein trauriger Ort, wenn es auf ihr nurmehr »nützliche« Arten gäbe – von einigen anderen abgesehen, die uns »pittoresk« erscheinen oder die symbolischen Wert erlangt haben.

Aus der Erwähnung all dieser Aspekte der menschlichen Kultur geht deutlich hervor, daß sie zwei unterschiedlichen Gesetzmäßigkeiten zugleich gehorcht, der der Ökonomie, die mehr und mehr zu einem ungehinderten Wettbewerb tendiert, und der der Ökologie, die eine protektionistische Linie verfolgt. Erstere liegt offensichtlich im Trend der Zeit, doch wird letztere immer ihre Daseinsberechtigung haben. Selbst die Länder, die der völligen Liberalisierung des Handels am aufgeschlossensten gegenüberstehen, erlassen Schutzverordnungen, um beispielsweise zu vermeiden, daß eine Naturlandschaft von Bauunternehmern zerstört wird. Im Falle der Kultur muß man gelegentlich auf dieselben Maßnahmen zurückgreifen, um Barrieren zu errichten und irreparablen Schäden vorzubeugen.

Aber das kann nur eine vorübergehende Lösung sein.

Langfristig wird es darauf ankommen, daß wir, die Bürger, selbst aktiv werden. Der Kampf um kulturelle Vielfalt wird gewonnen sein, sobald wir bereit sind, uns intellektuell, emotional und materiell für eine vom Untergang bedrohte Sprache mit ebensolcher Überzeugung zu engagieren wie für das Überleben des Pandabären oder der Nashörner.

Ich habe bislang die Sprache immer als eines der Elemente genannt, über die sich eine Kultur und eine Identität definieren, ohne indes die Tatsache zu betonen, daß es sich bei ihr nicht nur um ein Element unter vielen handelt. In diesem letzten Teil des Buches ist vielleicht der Moment gekommen, die Sprache gesondert zu betrachten, um ihr den Platz einzuräumen, der ihr gebührt.

Unter allen Zugehörigkeiten, die wir uns zurechnen, ist die Sprache fast immer eine der entscheidendsten. Beinahe so entscheidend wie die Religion, deren größte Rivalin sie in gewissem Sinne die ganze Geschichte hindurch gewesen ist – manchmal allerdings auch ihre Verbündete. Wenn zwei Gemeinschaften verschiedene Sprachen sprechen, reicht ihre gemeinsame Religion als verbindendes Element nicht aus: bei katholischen Flamen und Wallonen, türkischen, kurdischen oder arabischen Muslimen etc.; genausowenig übrigens, wie die gemeinsame Sprache heute die Koexistenz von orthodoxen Serben, katholischen Kroaten und muslimischen Bosniern gewährleistet. Etliche Staaten in allen Teilen der Welt, die um eine gemeinsame Sprache herum aufgebaut wurden, sind an religiösen Konflikten zerbrochen; viele andere Staaten, die eine gemeinsame Religion zusammengeschmiedet hat, wurden durch sprachliche Konflikte gespalten.

Soviel zur Rivalität. Gleichzeitig sind aber auch Jahrhunderte währende »Allianzen« geschlossen worden – etwa zwischen dem Islam und der arabischen Sprache, zwischen der katholischen Kirche und der lateinischen Sprache oder zwischen der Lutherbibel und der deutschen Sprache; und daß die Israelis heute eine Nation bilden, verdanken sie nicht nur dem einigenden Band der Religion, so stark es immer sein mag, sondern auch der Tatsache, daß es ihnen gelungen ist, sich mit dem modernen Hebräisch eine echte Nationalsprache zu geben. Jemand, der vierzig Jahre in Israel gelebt hat, ohne

jemals eine Synagoge zu betreten, gerät dadurch nicht gleich an den Rand der Gesellschaft; schwerlich ließe sich das gleiche von jemandem sagen, der vierzig Jahre ohne die Bereitschaft, Hebräisch zu lernen, in Israel gelebt hat. Das gilt auch für viele andere Länder in der Welt, und es bedarf keines ausführlichen Beweises, um festzustellen, daß ein Mensch ohne Religion, aber offenkundig nicht ohne Sprache leben kann.

Ein anderer, ebenso offenkundiger Aspekt, der in einem Vergleich dieser beiden Hauptbestandteile der Identität jedoch erwähnt zu werden verdient: Die Religion erhebt einen Absolutheitsanspruch, die Sprache nicht. Ein Mensch mag sowohl hebräisch, arabisch, italienisch als auch schwedisch sprechen, er kann jedoch nicht gleichzeitig Jude, Muslim, Katholik und Lutheraner sein; auch wenn er sich selbst als Anhänger zweier Religionen betrachtet, wird eine solche Haltung von den anderen nicht akzeptiert werden.

Ich beabsichtige nicht, aus diesem knappen Vergleich zwischen Religion und Sprache irgendeinen Vorrang oder Vorzug abzuleiten. Ich möchte lediglich die Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, daß der Sprache diese wunderbare Besonderheit eigen ist, zugleich ein Stück Identität und ein Mittel der Kommunikation zu sein. Deshalb – und entgegen dem Wunsch, den ich bezüglich der Religion geäußert habe – erscheint mir eine Trennung von Sprache und Identität weder denkbar noch erstrebenswert. Die Sprache ist berufen, die Grundlage der kulturellen Identität zu bleiben, so wie die sprachliche Vielfalt die Grundlage jeglicher Vielfalt.

Ohne ein so komplexes Phänomen wie die Beziehungen zwischen den Menschen und ihrer Sprache in allen Details untersuchen zu wollen, scheint es mir doch wichtig, im Rahmen dieses Essays einige Aspekte zu erwähnen, die eng mit dem Begriff der Identität verbunden sind.

Vorausgeschickt sei zunächst, daß jeder Mensch das Bedürfnis nach einer sprachlichen Identität besitzt; er teilt sie zuweilen mit Hunderten Millionen von Individuen, zuweilen nur mit einigen Tausend, das spielt keine Rolle. Das einzige, was in dieser Hinsicht zählt, ist das Gefühl der Zugehörigkeit. Jeder von uns braucht den starken und beruhigenden Rückhalt dieser Identität.

Nichts ist gefährlicher als der Versuch, die Nabelschnur zu durchtrennen, die einen Menschen mit seiner Muttersprache verbindet. Wenn sie zerstört oder schwer geschädigt wird, wirkt sich dies verheerend auf die gesamte Persönlichkeit aus. Der Fanatismus, der Algerien im Blut versinken läßt, erklärt sich mehr aus einer sprachlichen denn aus einer religiösen Frustration; Frankreich hat kaum je versucht, die algerischen Muslime zum Christentum zu bekehren, aber es wollte ihre Sprache durch die seine ersetzen, rasch und ohne ihnen im Gegenzug die volle Staatsbürgerschaft zu gewähren. Ich habe, nebenbei gesagt, nie begriffen, wie ein Staat, der sich laizistisch nennt, einige seiner Staatsangehörigen offiziell als »französische Muslime« bezeichnen und ihnen bestimmte Rechte vorenthalten konnte – aus dem einzigen Grund, daß sie einer anderen als seiner Religion anhingen.

Aber ich will diese Klammer schnell wieder schließen, es handelt sich nur um ein tragisches Beispiel unter vielen; es würde den Rahmen dieses Buches sprengen, wenn ich im einzelnen beschreiben wollte, was Menschen überall auf der Welt bis heute erdulden müssen, nur weil sie eine Sprache sprechen, die in ihrer Umgebung Mißtrauen, Feindseligkeit, Verachtung oder Spott hervorruft.

Es ist von größter Bedeutung, daß das uneingeschränkte Recht jedes Menschen, seine Muttersprache zu bewahren und sich ihrer frei zu bedienen, klar und eindeutig verankert ist und strikte Beachtung findet. Diese Freiheit erscheint mir noch

wichtiger als die Glaubensfreiheit, da diese manchmal Lehren schützt, die freiheitsfeindlich sind und die Grundrechte von Frauen und Männern verletzen. Ich persönlich hätte Skrupel, die Religionsfreiheit derer zu verteidigen, die die Zerstörung von Freiheiten und manche auf Haß und Knechtschaft zielende Lehren predigen. Es dürfte dagegen keine solchen Vorbehalte hervorrufen, für das Recht jedes Menschen einzutreten, seine Muttersprache zu sprechen.

Das soll nicht bedeuten, daß es immer leicht wäre, dieses Recht durchzusetzen. Ist das Prinzip erst benannt, bleibt das Wesentliche noch zu tun. Kann jeder für sich das Recht beanspruchen, in einem Amt seine Muttersprache zu sprechen und sicher zu sein, daß der Beamte hinter dem Schreibtisch ihn verstehen wird? Darf eine Sprache, die lange Zeit unterdrückt oder wenigstens vernachlässigt wurde, zu Recht ihren Platz auf Kosten der anderen einfordern, auf die Gefahr hin, eine neue Art der Diskriminierung zu bewirken? Es kann hier natürlich nicht darum gehen, auf alle Einzelfälle einzugehen, die sich – von Pakistan bis Quebec und von Nigeria bis Katalonien – zu Hunderten finden; es geht darum, mit Verstand und Augenmaß in ein Zeitalter einzutreten, das von unbeschwerter Freiheit und Vielfalt bestimmt ist, vergangene Ungerechtigkeiten abzubauen, ohne sie durch andere Ungerechtigkeiten, andere Ausgrenzungen, neuerliche Intoleranz zu ersetzen, und jedem Menschen das Recht zuzugestehen, mehrere sprachliche Zugehörigkeiten in seine Identität einzubeziehen.

Natürlich sind nicht alle Sprachen »von Geburt an gleich«. Doch würde ich von ihnen dasselbe sagen wie von ihren Sprechern, daß nämlich alle ein Recht darauf haben, in ihrer Würde respektiert zu werden. Für das Bedürfnis nach Identität erfüllen die englische und die isländische Sprache genau die gleiche Funktion; ihre Gleichheit endet erst dort, wo man die

andere Funktion der Sprache – als Mittel der Verständigung – ins Auge faßt.

### 3

Auf die Ungleichheit der Sprachen möchte ich im folgenden Abschnitt näher eingehen, weil diese Frage mich selbst unmittelbar betrifft: Sehr oft, wenn ich mitbekomme, daß sich bestimmte Leute in Frankreich Sorgen machen über den Lauf der Welt und Vorbehalte gegen bestimmte technische Neuerungen, bestimmte intellektuelle, sprachliche, musikalische oder kulinarische Moden hegen, wenn ich Anzeichen von »Kleinmut«, übertriebener Nostalgie oder gar Rückwärtsgewandtheit beobachte, hängt das auf die eine oder andere Weise mit einem Ressentiment gegen die kontinuierliche Ausbreitung des Englischen und seinen derzeitigen Status als internationales Verständigungsmittel zusammen.

In gewisser Hinsicht hat diese Haltung etwas sehr Französisches. Da Frankreich auf sprachlichem Gebiet selbst globale Ambitionen gehegt hatte, war es von dem sagenhaften Aufstieg des Englischen am stärksten betroffen. Für andere Länder, die sich nie derartige Hoffnungen gemacht haben – oder heute nicht mehr machen –, stellt sich das Problem ihres Verhältnisses zur Weltsprache Englisch nicht in dieser Schärfe; dennoch stellt es sich, für die kleinsten wie für die größten!

Wenn ich das Beispiel des Isländischen wieder aufgreife – eine Sprache, die von weniger als dreihunderttausend Menschen gesprochen wird –, scheint die Situation vergleichsweise unkompliziert: Solange sie unter sich sind, sprechen die Einwohner der Insel ihre eigene Sprache, und

sofern sie mit dem Ausland in Kontakt stehen, haben sie ein Interesse daran, gute Englischkenntnisse zu besitzen. Jede Sprache hat offenbar ihren klar abgegrenzten Bereich. Es gibt keine Rivalität auf internationaler Ebene, denn das Isländische war nie eine Weltsprache; und keine Rivalität im Innern, da keine isländische Mutter auf die Idee käme, mit ihrem Kind englisch zu sprechen.

Komplizierter wird es, wenn man das weite Feld ins Auge faßt, wo es um den Zugang zum Wissen geht. Island ist gezwungen, kontinuierliche und kostspielige Anstrengungen zu unternehmen, damit seine Jugend das, was in der übrigen Welt veröffentlicht wird, weiterhin in isländischer statt in englischer Sprache liest. Wenn die Wachsamkeit erlahmt, wenn man sich damit begnügt, dem Gesetz der Masse und des Marktes freien Lauf zu lassen, wird seine Landessprache bald nurmehr für den Hausgebrauch Verwendung finden, wird sie ihren Wirkungskreis allmählich verlieren und schließlich zu einem regionalen Dialekt herabsinken. Damit das Isländische eine vollwertige Sprache und ein wesentlicher Bestandteil der Identität bleibt, wäre es offensichtlich verfehlt, einen aussichtslosen Kampf gegen das Englische zu führen, vielmehr ist das Engagement jedes einzelnen für den Erhalt und die Fortentwicklung der Landessprache sowie für den Erhalt und den Ausbau der Beziehungen zu anderen Sprachen gefragt.

Wenn man sich einmal die Mühe macht, im Internet die isländischen Websites durchzuschauen – im Verhältnis zur Größe der Bevölkerung gehören sie zu den zahlreichsten der Welt –, stellt man drei Dinge fest: Sie sind fast alle in isländischer Sprache gehalten; die meisten besitzen die Option, per Mausklick zur englischen Version zu wechseln; einige von ihnen bieten darüber hinaus eine dritte Sprache an, häufig dänisch oder deutsch. Ich wünschte mir, daß noch andere

Sprachen angeboten und zum Standard erhoben würden, aber den eingeschlagenen Weg halte ich für vernünftig.

Ich will damit sagen: Gute Englischkenntnisse sind heutzutage unverzichtbar, wenn man mit allen Teilen der Welt kommunizieren möchte, und es wäre unsinnig, dies in Frage zu stellen; genauso unsinnig wäre es jedoch zu behaupten, daß die englische Sprache allein ausreicht. Wenngleich sie bestimmte heutige Bedürfnisse vollkommen erfüllt, gibt es andere, die sie nicht erfüllt, insbesondere das Bedürfnis nach Identität...

Für Amerikaner, Engländer und einige andere Nationen ist sie natürlich Teil ihrer Identität, doch für die übrige Menschheit, also für mehr als neunzig Prozent unserer Zeitgenossen, kann sie diese Rolle nicht spielen, und es wäre auch gefährlich, sie diese Rolle übernehmen zu lassen, es sei denn, man wollte ein Heer orientierungsloser, aus der Bahn geworfener Menschen mit gestörter Persönlichkeit heranziehen. Damit man sich in der heutigen Welt wohl fühlen kann, ist es entscheidend, daß man seine Muttersprache nicht aufgeben muß, um in dieser Welt einzutauchen. Niemand sollte gezwungen sein, jedesmal eine »mentale« Emigration zu vollziehen, sobald er ein Buch aufschlägt, sich vor einen Bildschirm setzt, diskutiert oder nachdenkt. Jeder sollte an der Moderne teilhaben können, ohne ständig den Eindruck zu haben, sie sich von den anderen auszuborgen.

Außerdem – und das halte ich für den heute wichtigsten Aspekt – reichen Welt- und Muttersprache allein nicht mehr aus. Alle, die die Mittel, das Alter und die Fähigkeit dazu haben, müssen noch darüber hinaus gehen.

Wenn sich Franzosen und Koreaner bei einem Treffen auf englisch verständigen, diskutieren und Geschäfte abschließen können, ist das im Vergleich zur Vergangenheit zweifellos ein Fortschritt; wenn jedoch Franzosen und Italiener nurmehr auf englisch miteinander kommunizieren können, ist das eindeutig

ein Rückschritt und eine Verarmung ihrer wechselseitigen Beziehungen.

Wenn in einer Madrider Bibliothek eine große Zahl von Lesern Faulkner und Steinbeck im Original genießen kann, ist das eine ausgezeichnete Sache; aber es wäre bedauerlich, wenn dort eines Tages niemand mehr Flaubert, Musil, Puschkin oder Strindberg in deren Sprache lesen könnte.

Ich will versuchen, aus diesen Bemerkungen eine Schlußfolgerung zu ziehen, die mir grundlegend erscheint: Es widerspräche dem Geist unserer Epoche, wenn man sich, was Sprachen betrifft, auf das unbedingt Notwendige beschränken würde, auch wenn der allgemeine Eindruck ein anderer ist. Zwischen der Muttersprache und der Weltsprache tut sich ein unermeßlich weites Feld auf, das es zu füllen gilt...

Um meine Behauptung zu veranschaulichen, möchte ich diesmal eines der komplexesten und folgenreichsten Beispiele heranziehen – das der Europäischen Gemeinschaft. Es ist eine Gruppe von Staaten, alle mit einem eigenen geschichtlichen Hintergrund und eigenen kulturellen Traditionen, die sich entschlossen haben, ihre einzelnen Schicksale miteinander zu verknüpfen. Wird ihre Union in fünfzig Jahren einen losen Staatenbund, einen Bundesstaat, eine unauflösliche Einheit bilden oder im Gegenteil zerbrochen sein? Wird sie sich nach Osteuropa, über den Mittelmeerraum erstrecken, und bis zu welchen Grenzen? Werden die Balkanstaaten, der Maghreb, die Türkei, der Nahe Osten, der Kaukasus zu ihrem Kreis gehören? Von der Beantwortung dieser Fragen werden viele Dinge in der Welt von morgen abhängen, insbesondere die Beziehungen zwischen den verschiedenen Zivilisationen und den verschiedenen Religionen – dem Christentum, dem Islam und dem Judentum. Aber welche Staaten dem europäischen

Gebäude auch angehören werden, welche Form die Gemeinschaft annehmen und welche Zukunft ihr beschieden sein wird, eine Frage stellt sich schon jetzt und wird sich noch vielen kommenden Generationen stellen: Wie soll mit den mannigfaltigen Sprachen verfahren werden, die bereits heute ein gutes Dutzend ausmachen?

Auf vielen anderen Gebieten wird mit Hochdruck an der Vereinigung, Vereinheitlichung und Anpassung gearbeitet; in diesem Punkt jedoch verhält man sich abwartend. Schon morgen könnte es neben der Einheitswährung und einer einheitlichen Gesetzgebung eine gemeinsame Armee, eine gemeinsame Polizei und sogar eine gemeinsame Regierung geben; wollte man aber versuchen, auch nur die zwergenhafteste ihrer Sprachen zu übergehen, würde man leidenschaftliche und unkontrollierbare Reaktionen auslösen. Um dies zu vermeiden, zieht man es vor, ständig alles und jedes zu übersetzen, koste es, was es wolle...

Unterdessen ist eine Vereinigung bereits in vollem Gange, über die sich viele ärgern, der sich in der alltäglichen Praxis jedoch niemand entziehen kann. Sobald Italiener, Deutsche, Schweden und Belgier zusammensitzen, um etwas zu trinken – es mögen Studenten, Journalisten, Geschäftsleute, Gewerkschafter oder Funktionäre sein –, greifen sie nolens volens auf eine gemeinsame Sprache zurück. Hätte man die europäische Vereinigung hundert oder auch nur fünfzig Jahre früher vollzogen, wäre es das Französische gewesen; heute ist es das Englische.

Wird man diese beiden zwingenden Forderungen – also den Willen, jedem seine besondere Identität zu belassen, und die Notwendigkeit, daß Europäer unablässig und möglichst ungehindert miteinander sprechen und sich verständigen – auf Dauer unter einen Hut bringen können? Um einen Ausweg aus diesem Dilemma zu finden, um zu vermeiden, daß sich die

Menschen in ein paar Jahren wegen ihrer Sprachen in erbitterte und ausweglose Auseinandersetzungen stürzen, genügt es nicht, die Zeit für uns arbeiten zu lassen, wir wissen zu gut, was die Zeit bringen wird...

Der einzige mögliche Weg besteht in einer freiwilligen Initiative, die die sprachliche Vielfalt festigen und sie in den Lebensgewohnheiten verankern würde – ausgehend von der einfachen Überlegung, daß jeder Mensch heute offensichtlich drei Sprachen braucht. Die erste ist die Muttersprache; die dritte englisch. Zwischen den beiden muß unbedingt eine zweite, frei gewählte Sprache gefördert werden, die oft, aber nicht immer, eine andere europäische Sprache sein dürfte.

Von der Schulzeit an wäre sie für jeden die vorrangige Fremdsprache, aber auch weit mehr als das: die Sprache des Herzens, die Adoptivsprache, die geliebte und verinnerlichte Sprache.

Werden in Zukunft die deutsch-französischen Beziehungen von den englischsprachigen Vertretern beider Länder getragen werden oder aber von den frankophonen Deutschen und den germanophonen Franzosen? Die Antwort sollte über jeden Zweifel erhaben sein. Und die Beziehungen zwischen Spanien und Italien? Und die zwischen allen anderen Partnerländern? Ein wenig Vernunft, ein wenig Weitblick, ein wenig guter Wille vorausgesetzt, würden der gegenseitige Austausch, die wirtschaftlichen, kulturellen und sonstigen Beziehungen in den Händen derer liegen, die dem Partnerland ein besonderes Interesse entgegenbringen und dies durch ein beachtliches kulturelles Engagement dokumentieren: indem sie sich seine Sprache angeeignet haben. Sie allein können die Beziehungen weiter vertiefen.

Es würde demnach in den kommenden Jahren neben den »Generalisten«, die nur ihre Muttersprache und das Englische beherrschen, Spezialisten geben, die zusätzlich zu dieser

sprachlichen Grundausstattung eine bevorzugte, nach ihren speziellen Vorlieben frei gewählte Kommunikationssprache besäßen, die ihrer persönlichen und beruflichen Entfaltung den Weg ebnete. Des Englischen nicht mächtig zu sein, wird stets ein schweres Handicap darstellen. Es wird jedoch auch – und in zunehmendem Maße – ein großes Manko sein, ausschließlich englisch zu sprechen. Das gilt auch für jene, die Englisch zur Muttersprache haben.

Die eigene Muttersprache bewahren, auf keinen Fall vernachlässigen, damit diejenigen, die sie sprechen, nicht gezwungen sind, sich von ihr abzuwenden, wenn sie das Angebot wahrnehmen wollen, das die heutige Zivilisation für sie bereithält; falsche Empfindlichkeiten ablegen gegenüber der Drittsprache Englisch als allgemeinem Unterrichtsfach, den Schülern jedoch eindringlich deutlich machen, daß sie zwar unerlässlich ist, aber allein nicht ausreicht; parallel dazu die sprachliche Vielfalt fördern, so daß es in jedem Land eine Menge Menschen gibt, die Spanisch, Französisch, Portugiesisch, Deutsch, aber auch Arabisch, Japanisch oder Chinesisch sowie hundert andere Sprachen beherrschen, in denen sich seltener jemand spezialisiert und die daher wertvoller für den einzelnen wie für die Gemeinschaft sind – das scheint mir der Weg der Vernunft zu sein für jeden, der die enorme Ausweitung der Kommunikation eher in jeder Hinsicht eine Bereicherung bewirken lassen möchte als eine Verarmung, als allgemeines Mißtrauen, Verwirrung und Zorn.

Ich will nicht bestreiten, daß der von mir vorgeschlagene Weg, die sprachliche Vielfalt zu bewahren, ein hohes Maß an freiwilliger Bereitschaft erfordert. Wenn man sich jedoch dieser Anstrengung versagt, wenn man den Dingen ihren derzeitigen Lauf läßt, wenn sich die globale Zivilisation, die

vor unseren Augen entsteht, in den kommenden Jahren weiterhin vorwiegend amerikanisch, vorwiegend anglophon oder gar vorwiegend westlich darstellt, dann hat meines Erachtens die ganze Welt dabei etwas zu verlieren. Die Vereinigten Staaten, weil sie sich einem erheblichen Teil der Menschheit entfremden würden, dem das gegenwärtige Kräfteverhältnis schwer zu schaffen macht; die Angehörigen nicht-westlicher Kulturen, weil sie all das, was die Grundlage ihrer Existenz ausmacht, zunehmend einbüßen würden und sie sich in einen aussichtslosen Widerstand verwickelt fänden; am meisten aber vielleicht Europa, das auf beiden Ebenen verlieren dürfte, da es die bevorzugte Zielscheibe derer sein würde, die sich ausgeschlossen fühlen, und gleichzeitig nicht imstande wäre, seine eigene sprachliche und kulturelle Vielfalt zu bewahren.

## 4

Beinahe hätte ich diesem Essay einen doppelten Titel gegeben: Die mörderischen Identitäten, oder wie man die Raubkatze zähmt. Warum Raubkatze? Weil die Raubkatze tötet, wenn man sie verfolgt, und weil sie tötet, wenn man sie frei gewähren läßt, wobei es am gefährlichsten ist, sie laufen zu lassen, nachdem man sie verwundet hat. Aber »Raubkatze« auch deshalb, weil man sie durchaus zähmen kann.

Das trifft ungefähr, was ich in diesem Buch über das Verlangen nach Identität habe sagen wollen: Man sollte ihm weder mit Verfolgung noch mit übertriebener Nachsicht begegnen, sondern muß es im Auge behalten, in Ruhe studieren, verstehen, dann bändigen und zähmen, wenn man verhindern will, daß sich die Welt in einen Dschungel verwandelt, daß die Zukunft den schlimmsten Bildern der

Vergangenheit ähnelt, daß unsere Söhne und Enkel in fünfzig oder hundert Jahren noch ebenso ohnmächtig wie wir Massaker, Vertreibungen und andere »Säuberungen« mit ansehen und manchmal am eigenen Leibe erfahren müssen.

Außerdem habe ich es mir zur Pflicht gemacht, jedesmal, wenn es mir notwendig schien, offen zu sagen, auf welche Weise man die »Raubkatze« an die Kette legen könnte. Nicht, daß ich im Besitz von Wahrheiten wäre, die mich dazu ermächtigen; aber nachdem ich mich einmal in dieser Sache engagiert habe, wäre es mir unverantwortlich vorgekommen, wenn ich mich damit begnügt hätte, Wünsche zu äußern und Forderungen aufzustellen. Ich mußte im Verlauf des Buches auch einige Wege aufzeigen, die ich für vielversprechend halte, und solche, die meines Erachtens aussichtslos sind.

Das Buch ist deshalb noch lange keine Sammlung von Patentrezepten; angesichts so komplexer und ungleichartiger Verhältnisse läßt sich eine Formel nicht ohne weiteres von einem Land aufs andere übertragen. Ich benutze absichtlich das Wort »Formel«. Im Libanon taucht es ständig in allen Diskussionen auf und bezeichnet das Arrangement, nach dem die Macht unter den zahlreichen religiösen Gemeinschaften aufgeteilt wird. Seit meiner frühesten Kindheit schwirrt es mir in den Ohren, auf englisch, auf französisch und vor allem auf arabisch: »sigha«, ein Wort, das an Goldschmiedearbeiten erinnert.

Schon allein die Besonderheiten der »libanesischen Formel« würden eine längere Ausführung rechtfertigen. Ich erwähne hier jedoch ausdrücklich nur ihren allgemeinsten, exemplarischsten und insofern aufschlußreichsten Aspekt; keine Auflistung also der rund zwanzig Gemeinschaften – auch »Bekenntnisse« genannt – mit ihrem jeweiligen Werdegang, ihren jahrhundertealten Schrecken, ihren blutigen Fehden und erstaunlichen Aussöhnungen, sondern lediglich ihren

Grundgedanken, daß die Wahrung des Gleichgewichts durch eine minutiöse Quotenregelung gesichert werden muß.

Um meine Äußerung präziser zu fassen, will ich mit folgender Frage beginnen: Wie soll man vorgehen, wenn die Bewohner eines Landes auf die Tatsache Wert legen, verschiedenen religiösen, sprachlichen oder ethnischen Gemeinschaften, verschiedenen Rassen oder Stammesverbänden anzugehören? Muß man diese Zugehörigkeiten berücksichtigen? Und bis zu welchem Punkt? Sollte man sie besser ignorieren, so tun, als würde man sie nicht sehen?

Die Liste der Antworten ist lang. Diejenige, welche den Gründungsvätern des modernen Libanon vorschwebte, stellt mit Sicherheit eine extreme Option dar. So verdienstvoll sie in ihrer formellen Anerkennung der zahlreichen Gemeinschaften ist, hat sie die Logik dieser Anerkennung doch entschieden zu weit getrieben. Sie hätte Vorbildfunktion haben können – herausgekommen ist ein Negativbeispiel. Das liegt großteils an den komplexen Verhältnissen im Nahen Osten, zum Teil aber auch an den Unzulänglichkeiten der Formel selbst, an ihrer Unflexibilität, ihren Fallstricken, ihren Unstimmigkeiten.

Nur muß man deswegen nicht gleich das Experiment insgesamt verdammen. Ich habe es eben »verdienstvoll« genannt, weil es Anerkennung verdient, jeder Gemeinschaft ihren Platz eingeräumt zu haben, anstatt einer von ihnen die ganze Macht zu überlassen und so die anderen dazu zu verurteilen, sich unterzuordnen oder unterzugehen; es verdient Anerkennung, ein subtiles System des Ausgleichs ersonnen zu haben, das die Entfaltung von Freiheiten und das Aufblühen der Künste in einer Region begünstigt hat, in der Staaten mit nur einer einzigen Religion, einer einzigen Ideologie, einer einzigen Partei oder einer einzigen Sprache die Regel sind, und

wo diejenigen, die nicht das Glück haben, in die »richtige« Gemeinschaft hineingeboren worden zu sein, keine andere Wahl haben als Unterordnung, Exil oder Tod. Aus all diesen Gründen würde ich auch weiterhin immer sagen, daß in meinen Augen das libanesische Experiment trotz seiner Fehlschläge weit höhere Wertschätzung verdient als andere Projekte im Nahen Osten und anderswo, die zwar nicht – oder noch nicht – auf einen Bürgerkrieg hinausgelaufen sind, die ihre relative Stabilität jedoch auf Unterwerfung, Unterdrückung, verdeckte »Säuberungen« und offene Diskriminierung aufgebaut haben.

Aus einer verdienstvollen Idee geboren, verkehrte sich die libanesische Formel gleichwohl in ihr Gegenteil. Eine beispielhafte Fehlentwicklung insofern, als sie die Grenzen des Quotensystems und jedweder »kommunitären« Vision klar zum Vorschein bringt.

Die »Erfinder« der libanesischen Formel wollten vor allem eines vermeiden: daß ein christlicher und ein muslimischer Kandidat bei einer Wahl aufeinandertreffen und sich jede Gemeinschaft spontan um »ihren Sohn« schart; man einigte sich also darauf, die Posten im voraus zu verteilen, damit die Auseinandersetzung niemals zwischen verschiedenen Gemeinschaften, sondern immer nur zwischen den Kandidaten derselben Gemeinschaft stattfände. Eine scharfsinnige und vernünftige Idee, zumindest in der Theorie. In der Praxis jedoch, als man sie auf allen Ebenen der Macht – vom Amt des Präsidenten der Republik bis hin zum Parlament und zum öffentlichen Dienst – umzusetzen begann, führte dies dazu, daß jede wichtige Stelle zum »Eigenamt« einer einzelnen Gemeinschaft wurde.

In meiner Jugend habe ich mich oft gegen dieses unsinnige System empört, wo von zwei Amtsanwärtern nicht der kompetentere gewählt wurde, sondern der, dessen

Gemeinschaft »ein Anrecht« auf dieses Amt besaß. Ich reagiere heute immer noch genauso, wenn sich mir die Gelegenheit bietet. Mit dem einzigen Unterschied, daß ich mit neunzehn dieses System um jeden Preis hätte ersetzen wollen. Mit neunundvierzig wünschte ich immer noch, es würde durch ein anderes ersetzt, aber nicht mehr um jeden Preis.

Ich schreibe dies nicht allein mit Blick auf den Libanon. Wenn sich das System, das man dort eingeführt hat, auch als pervers erwiesen hat, glaube ich doch nicht, daß einen diese Erkenntnis zu noch perverseren Schlußfolgerungen verleiten sollte. Zu der Einschätzung etwa, daß heterogene Gesellschaften »nicht für die Demokratie geschaffen seien« und nur ein autoritäres Regime in der Lage wäre, den Frieden zwischen den unterschiedlichen Gemeinschaften zu wahren.

Selbst von demokratischer Seite sind häufig derartige Reden zu hören, die sich realistisch gerieren, obwohl die Ereignisse der letzten Jahre sie klar widerlegt haben. Wenn es der Demokratie auch nicht immer gelingt, die sogenannten »ethnischen« Probleme zu lösen, so ist doch nie bewiesen worden, daß die Diktatur darin erfolgreicher gewesen wäre. Hat sich das jugoslawische Einparteiensystem als geeigneter erwiesen, den gesellschaftlichen Frieden zu bewahren, als das libanesische Mehrparteiensystem? Marschall Tito konnte dreißig Jahre lang als das geringere Übel erscheinen, da die Welt sah, daß sich die verschiedenen Völker nicht mehr gegenseitig umbrachten. Heute weiß man, daß keines der tieferen Probleme gelöst werden konnte, im Gegenteil.

Was sich in den meisten Ländern des ehemaligen Ostblocks abgespielt hat, ist in den Köpfen der Menschen noch so gegenwärtig, daß ich mir eine ausführlichere Darstellung sparen kann. Aber vielleicht ist es nicht überflüssig, auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Regimes, die alles demokratische Leben ersticken, in Wirklichkeit der Stärkung

traditioneller Zugehörigkeiten Vorschub leisten. Wenn sich in einer Gesellschaft das Mißtrauen ausbreitet, sind die letzten Formen von Solidarität, die erhalten bleiben, zugleich die irrationalsten; und wenn alle politischen, gewerkschaftlichen und akademischen Freiheiten eingeschränkt sind, bilden die Kultstätten die einzigen Orte, wo man noch zusammenkommen, diskutieren und sich der feindlichen Welt gegenüber vereint fühlen kann. Wie viele Menschen haben sich nicht in das »proletarische« und »internationalistische« Universum Sowjetrußlands hineinbegeben und sind »religiöser« und »nationalistischer« denn je herausgekommen. Im Rückblick wirken die angeblich »laizistischen« Diktaturen wie Brutstätten des religiösen Fanatismus. Laizismus ohne Demokratie ist eine Katastrophe sowohl für die Demokratie als auch für den Laizismus.

Aber ich will es dabei bewenden lassen. Was nützt es, sich mit dieser Widerlegung aufzuhalten? Wer eine Welt der Freiheit und Gerechtigkeit erstrebt, für den kann die Diktatur nie und nimmer eine akzeptable Lösung sein, ohne daß man eigens auf ihre offenkundige Unfähigkeit eingehen müßte, die mit religiöser oder ethnischer Zugehörigkeit und Identität verbundenen Probleme zu lösen. Die Alternative kann nur im demokratischen Rahmen liegen.

Nur bin ich mit dieser Bemerkung noch kein großes Stück vorangekommen. Denn es genügt nicht, »Demokratie« zu sagen, damit ein harmonisches Zusammenleben zustande kommt. Demokratie ist nicht gleich Demokratie, und ihre Verirrungen sind nicht weniger mörderisch als die einer Diktatur. Zwei Wege erscheinen mir besonders gefährlich für den Fortbestand der kulturellen Vielfalt wie für die Einhaltung der Grundprinzipien der Demokratie selbst: ein ad absurdum geführtes Quotensystem, wie schon gesagt, aber genauso auch

die gegenteilige Option, ein System, das nur das Gesetz der Mehrheit respektiert, ohne irgendeinen Minderheitenschutz.

Für den ersten Weg ist der Libanon zweifellos eines der aufschlußreichsten, wenn auch nicht das einzige Beispiel. Man teilt die Macht – provisorisch, wie es heißt – zwischen den Gemeinschaften auf, in der Hoffnung, die Spannungen abzubauen und die Menschen mit der Zeit einem Gefühl der Zugehörigkeit zur »nationalen Gemeinschaft« näherzubringen. Die Logik des Systems weist jedoch in eine ganz andere Richtung: Ist der »Kuchen« erst einmal verteilt, neigt jede Gemeinschaft zu der Ansicht, ihr Anteil sei zu mager ausgefallen und sie das Opfer schreiender Ungerechtigkeit; unweigerlich werden Politiker auf den Plan treten, die dieses Ressentiment zu einem Dauerthema ihrer Propaganda ummünzen.

Politiker jedoch, die sich nicht auf diese Polemik einlassen, geraten nach und nach ins Abseits. Das Zugehörigkeitsgefühl zu den jeweiligen »Stämmen« nimmt also eher zu, als daß es sich abschwächtet, und das Gefühl der Zugehörigkeit zur nationalen Gemeinschaft verkümmert, bis es sich fast ganz verliert. Immer endet dies in Verbitterung, manchmal in einem Blutbad. In Westeuropa heißt das Ergebnis Belgien, im Nahen Osten heißt es Libanon.

Ich vereinfache ein wenig, doch auf diese Situation steuert man zu, sobald im Umgang mit ethnischen Problemen ein gewisser Punkt überschritten ist: wenn man zuläßt, daß sich die Gemeinschaftszugehörigkeiten zu Ersatzidentitäten entwickeln, anstatt in eine neu definierte, erweiterte nationale Identität eingebunden zu werden.

Oft kann es Spannungen mindern und die Beziehungen zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen verbessern, wenn man innerhalb der nationalen Gemeinschaft eine Reihe von sprachlichen, religiösen, regionalen oder

anderweitigen Zugehörigkeiten anerkennt; dies ist jedoch ein heikler Prozeß, den man nicht unbedacht vorantreiben sollte, weil leicht das Gegenteil von dem eintritt, was man erreichen wollte. Man hatte die Integration einer Minderheit erleichtern wollen und stellt zwanzig Jahre später fest, daß man ihr ein Ghetto errichtet hat, aus dem sie nicht mehr herauskommt; und anstatt das Klima zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen zu verbessern, hat man ein System wechselseitiger Polemik, ewigen Kleinkrieges und verbissener Anspruchshaltungen geschaffen, das sich nicht mehr stoppen läßt, mit Politikern, die darin ihre Existenzberechtigung und ihre Geschäftsgrundlage gefunden haben.

Jede diskriminatorische Praxis ist gefährlich, selbst wenn sie eine vormals leidtragende Gemeinschaft begünstigt. Nicht allein, weil man auf diese Weise eine Ungerechtigkeit durch eine andere ersetzt und Haß und Mißtrauen schürt, sondern aus einem prinzipiellen Grund, der mir gravierender erscheint: So lange weiterhin der Platz eines Menschen in der Gesellschaft von seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft abhängt, ist man dabei, ein perverses System festzuschreiben, das die Gräben nur weiter vertieft; will man Ungleichheiten, Ungerechtigkeiten, ethnische, religiöse oder anderweitige Spannungen abbauen, ist es das einzige Vernünftige, dafür zu sorgen, daß jeder – unabhängig von seinen Zugehörigkeiten – als vollwertiger Bürger behandelt wird. Selbstverständlich ist ein solches Ziel nicht von heut auf morgen zu erreichen, aber das ist kein Grund, den Karren in die entgegengesetzte Richtung zu steuern.

Die Auswüchse des Quotensystems und des »Kommunitarismus« haben in verschiedensten Teilen der Welt so viele Tragödien hervorgerufen, daß sie der gegenteiligen Einstellung Recht zu geben scheinen, die es vorzieht, die Unterschiede zu ignorieren und sich in allen Dingen auf das vermeintlich unfehlbare Urteil der Mehrheit zu verlassen.

Auf den ersten Blick könnte man diese Position für den Ausdruck purer demokratischer Vernunft halten: Daß es unter den Bürgern Muslime, Juden, Christen, Schwarze, Asiaten, Hispanoamerikaner, Wallonen, Flamen gibt, will man gar nicht wissen, jeder kann bei den Wahlen seine Stimme abgeben, und es gibt kein besseres Gesetz als das allgemeine Wahlrecht. Das Ärgerliche an diesem ehrwürdigen »Gesetz« ist, daß es nicht mehr korrekt funktioniert, sobald sich der Himmel verdüstert. Anfang der zwanziger Jahre führten die Wahlen in Deutschland zur Bildung von Regierungskoalitionen, die den Stand der öffentlichen Meinung widerspiegeln; die gleichen freien Wahlen in den frühen dreißiger Jahren, die unter dem Eindruck einer sich verschärfenden sozialen Krise und rassistischer Propaganda abgehalten wurden, führten zur Zerstörung der Demokratie. Als sich das deutsche Volk das nächste Mal an den Urnen frei äußern konnte, hatten bereits über sechzig Millionen Menschen den Tod gefunden. Nicht immer ist das Mehrheitsprinzip ein Synonym für Demokratie, Freiheit und Gleichheit; manchmal ist es nur ein anderes Wort für Tyrannie, Knechtschaft und Diskriminierung.

Wenn eine Minderheit unterdrückt wird, bringen freie Wahlen ihr nicht notwendigerweise die Freiheit, ebensogut könnte noch größere Unterdrückung die Folge sein. Es gehört schon sehr viel Naivität – oder auch Zynismus – dazu,

behaupten zu wollen, daß man die Not von Minderheiten dadurch mindert, daß man einer Mehrheitsfraktion die Macht überläßt. In Ruanda bilden die Hutus schätzungsweise neunzig Prozent der Bevölkerung, die Tutsis zehn Prozent. Eine »freie« Wahl wäre dort heute nichts anderes als eine ethnische Volkszählung, und wenn man das Mehrheitsprinzip ohne jede Absicherung zur Anwendung brächte, würde die Situation unweigerlich in einem Massaker oder in einer Diktatur enden.

Ich habe dieses Beispiel nicht zufällig gewählt. Wenn man sich eingehender mit der politischen Debatte beschäftigt, die die Massaker von 1994 begleitete, stellt man fest, daß die Fanatiker stets behauptet haben, im Namen der Demokratie zu handeln; sie gingen sogar so weit, ihren Aufstand mit der französischen Revolution von 1789 zu vergleichen, und die Ermordung der Tutsis mit der Vernichtung einer Kaste von Privilegierten, wie es seinerzeit Robespierre und seine Freunde getan hatten, als in Paris die Guillotine regierte. Selbst einige katholische Priester haben sich davon überzeugen lassen, daß sie »die Partei der Armen« ergreifen und »deren Zorn verstehen« müßten – mit dem Ergebnis, daß sie zu Komplizen des Genozids wurden.

Eine solche Argumentation stimmt mich nicht nur bedenklich, weil sie versucht, das abscheuliche Werk der Mörder zu rechtfertigen, sondern auch, weil sie zeigt, auf welche Weise die edelsten Prinzipien »verkehrt« werden können. Ethnische Massaker geschehen immer unter dem Vorwand hehrster Ideale – Gerechtigkeit, Gleichheit, Völkerrecht, Demokratie, Kampf gegen Privilegien. Was sich in diesen letzten Jahren in verschiedenen Ländern abgespielt hat, sollte genügen, uns jedesmal mißtrauisch zu machen, wenn im Rahmen eines Identitätskonflikts universale Werte bemüht werden.

Einige der Gemeinschaften, die von Diskriminierung betroffen sind, bilden in ihren Ländern die Mehrheit, wie dies bis zur Abschaffung der Apartheid in Südafrika der Fall war. Meist sind es jedoch die Minderheiten, die unter ihr zu leiden haben, die ihrer elementarsten Rechte beraubt werden, die permanenter Bedrohung und Demütigung ausgesetzt sind. Ein Mensch, der in einem Land lebt, in dem man Angst hat einzugehen, daß der eigene Vorname Pierre, Mahmoud oder Baruch lautet, und wo dieser Zustand schon vier oder gar vierzig Generationen andauert; oder der in einem Land lebt, wo es noch nicht einmal eines solchen »Geständnisses« bedarf, weil er die Farben seiner Zugehörigkeit offen im Gesicht trägt, weil er zu denen gehört, die man in einigen Gegenden »sichtbare Minderheiten« nennt – ein solcher Mensch versteht auch ohne lange Erklärungen, daß die Worte »Mehrheit« und »Minderheit« nicht immer zum Vokabular der Demokratie gehören.

Damit von Demokratie die Rede sein kann, muß sich der Meinungsstreit in einer relativ entspannten Atmosphäre abspielen können; und damit Wahlen einen Sinn haben, muß die politische Wahl, die als einzige eine freie Stimmabgabe darstellt, die »automatische«, weil ethnische, fanatische oder identitätsbezogene Wahl abgelöst haben. Sobald eine kommunitäre, rassistische oder totalitäre Logik die Situation beherrscht, haben Demokraten überall auf der Welt die Aufgabe, nicht mehr den Wünschen der Mehrheit zur Durchsetzung zu verhelfen, sondern den Rechten der Unterdrückten Geltung zu verschaffen, notfalls auch gegen das Mehrheitsprinzip.

Unantastbar an einer Demokratie sind ihre Werte, nicht ihre Mechanismen. Absolut unantastbar und ohne jede Einschränkung zu respektieren ist die Würde des Menschen, aller Menschen – Frauen, Männer und Kinder –, ganz gleich,

welchen Glaubens, welcher Hautfarbe und wie zahlreich sie sein mögen; dieser Forderung muß der Wahlmodus angepaßt werden.

Wenn es möglich ist, allgemeine und freie Wahlen durchzuführen, die nicht noch größere Ungerechtigkeit nach sich ziehen, um so besser; andernfalls muß man entsprechende Vorkehrungen treffen. Alle großen Demokratien greifen dann und wann darauf zurück. Als man sich in Großbritannien, wo das Mehrheitswahlrecht herrscht, dazu entschlossen hatte, das Problem der katholischen Minderheit in Nordirland zu lösen, wurden veränderte Wahlbedingungen ersonnen, die nicht nur dem unerbittlichen Mehrheitsprinzip Rechnung tragen. In Frankreich hat man kürzlich für Korsika, das ein besonderes Problem darstellt, einen regionalen Wahlmodus eingeführt, der sich von dem des restlichen Landes unterscheidet. In den Vereinigten Staaten wird Rhode Island mit einer Million Einwohner genauso durch zwei Senatoren vertreten wie die dreißig Millionen Kalifornier – eine Abweichung vom Mehrheitsprinzip, die von den Gründervätern verfügt wurde, um zu verhindern, daß die mächtigeren Staaten die schwächeren erdrücken.

Ich möchte aber noch kurz ein Wort zu Südafrika sagen, weil dort vor nicht allzu langer Zeit ein Slogan propagiert wurde, der Anlaß zu Verwirrung geben kann: *majority rule*, die Mehrheit an die Macht. Vor dem Hintergrund der Apartheid war das eine verständliche Verkürzung, sofern man hinzufügt, wie dies Männer wie Nelson Mandela getan haben, daß das Ziel nicht darin bestand, eine weiße durch eine schwarze Regierung oder eine Diskriminierung durch eine andere zu ersetzen, sondern allen Bürgern ungeachtet ihrer Abstammung die gleichen politischen Rechte zu gewähren und es ihnen fortan freizustellen zu wählen, wen sie wollten, mochten die

Kandidaten afrikanischen, europäischen, asiatischen oder gemischtrassigen Ursprungs sein.

Es wäre auch keineswegs undenkbar, daß eines Tages ein Schwarzer zum Präsident der Vereinigten Staaten und ein Weißer zum Präsident Südafrikas gewählt werden könnte. Ein solcher Fall setzte allerdings einen gelungenen Prozeß des inneren Ausgleichs, der Integration und Reife voraus, der gewährleistet, daß jeder Kandidat nach seinen menschlichen Qualitäten und nach seinen politischen Ansichten beurteilt wird, und nicht aufgrund seiner ererbten Zugehörigkeiten.

Überflüssig zu sagen, daß wir soweit noch nicht sind. Nirgendwo, um ehrlich zu sein. Weder in den Vereinigten Staaten, noch in Südafrika oder anderswo. Die Dinge funktionieren in manchen Ländern wesentlich besser als in anderen; aber ich kann noch so lange die Weltkarte studieren, ich finde kein Land, in dem die religiöse oder ethnische Zugehörigkeit der Kandidaten den Wählern völlig gleichgültig wäre.

Selbst in den ältesten Demokratien haben sich gewisse Verknöcherungen erhalten. Ich glaube, daß es noch heute nicht ganz leicht ist für einen Katholiken, sich in London als Premierminister zu behaupten. In Frankreich bestehen keinerlei Vorurteile mehr gegenüber der protestantischen Minderheit, deren Angehörige – gläubig oder nicht – die höchsten Regierungsämter anstreben können, ohne daß die Wähler andere Dinge in Betracht ziehen als ihre persönlichen Verdienste und politischen Ansichten; dagegen hat keiner der rund sechshundert Verwaltungsbezirke des Mutterlandes einen Muslim in die Nationalversammlung gewählt. Wahlen spiegeln lediglich die Vorstellung wider, die eine Gesellschaft von sich und ihren verschiedenen Bestandteilen hat. Sie können helfen, eine Diagnose zu stellen, sie liefern jedoch nie selbst das Heilmittel.

Vielleicht hätte ich darauf verzichten sollen, auf den letzten Seiten so ausführlich über den Libanon, über Ruanda, Südafrika und das ehemalige Jugoslawien zu sprechen. Die blutigen Tragödien in diesen Ländern haben in den vergangenen Jahrzehnten für so viel Aufsehen gesorgt, daß alle anderen Spannungen vergleichsweise harmlos oder sogar belanglos erscheinen könnten. Dennoch gibt es heute kein einziges Land, in dem man sich keine Gedanken darüber machen müßte, wie man das Zusammenleben der verschiedenen einheimischen oder eingewanderten Bevölkerungsteile regeln soll. Überall herrschen Spannungen, die mehr oder weniger geschickt im Zaum gehalten werden, im allgemeinen aber die Tendenz haben, sich zu verschärfen. Häufig stellt sich übrigens das Problem auf mehreren Ebenen gleichzeitig; in Europa, beispielsweise, haben die meisten Staaten sowohl regionale und sprachliche Probleme als auch Probleme in Verbindung mit der Präsenz von Immigranten und ihren Gemeinschaften; dazu noch »kontinentale« Probleme, die heute weniger gravierend sind, sich aber um so stärker bemerkbar machen werden, je weiter die europäische Integration voranschreitet, denn das »Zusammenleben« von zwanzig oder dreißig Nationen, die alle ihre eigene Geschichte, ihre eigene Sprache und ihre Empfindlichkeiten haben, muß erst noch organisiert werden.

Natürlich sollte der Sinn für Proportionen gewahrt bleiben. Nicht jedes Fieber ist ein Vorbote der Pest. Aber kein Fieber sollte bloß mit einem Achselzucken quittiert werden. Macht man sich nicht auch Sorgen über die Ausbreitung der Grippe, und überwacht man nicht ständig die Mutationen des Virus?

Es versteht sich von selbst, daß nicht alle »Patienten« die gleiche Behandlung benötigen. In bestimmten Fällen müssen institutionelle »Absicherungen« eingerichtet werden, in Ländern mit düsterer »Krankengeschichte« manchmal sogar

eine aktive Überwachung seitens der internationalen Gemeinschaft, um Massaker und Diskriminierungen zu verhindern und die kulturelle Vielfalt zu schützen; in den meisten anderen Fällen genügen subtilere Vorkehrungen, die vor allem darauf abzielen, das soziale und intellektuelle Klima zu verbessern. Überall jedoch spürt man deutlich die Notwendigkeit einer besonnenen und umfassenden Reflexion darüber, auf welche Weise sich die Raubkatze Identität am besten zähmen ließe.

## Nachwort

Wer meinen Überlegungen bis hierhin gefolgt ist, wird nicht überrascht sein zu lesen, daß diese Reflexion meines Erachtens von einem zentralen Gedanken auszugehen hat: Es muß möglich sein, daß sich jeder Mensch mit dem Land, in dem er lebt, und mit unserer heutigen Welt identifizieren kann, und sei es auch nur ein wenig. Dies erfordert die Übernahme bestimmter Verhaltensweisen und Regeln, sowohl auf Seiten der betreffenden Person als auch auf Seiten ihrer jeweiligen individuellen oder kollektiven Ansprechpartner.

Jeder von uns sollte ermutigt werden, sich in seiner ganzen Vielfalt anzunehmen, seine Identität als Summe seiner verschiedenen Zugehörigkeiten zu begreifen, anstatt sie mit einer einzelnen zu verwechseln, die er zu seiner alleinigen Zugehörigkeit, zu einem Mittel der Ausgrenzung, manchmal auch der kriegerischen Auseinandersetzung erhebt. Alle – insbesondere die, deren Ursprungskultur sich nicht mit der Kultur des Landes deckt, in dem sie heute leben – sollen ohne innere Zerrissenheit zu dieser doppelten Zugehörigkeit stehen und die Bindung an ihre Traditionen bewahren können, sie dürfen sich nicht genötigt fühlen, sie wie eine peinliche Krankheit zu verbergen, und müssen sich ihrerseits der Kultur des Gastlandes öffnen.

So formuliert, scheint diese Richtschnur in erster Linie die Migranten zu betreffen. Es betrifft jedoch auch diejenigen, die sich, obwohl sie immer in der gleichen Gesellschaft gelebt haben, ihrer Ursprungskultur stark verbunden fühlen – ich denke unter anderem an die amerikanischen Schwarzen, deren heutige Bezeichnung – *african americans* – deutlich sagt,

worin ihre doppelte Zugehörigkeit besteht. Außerdem betrifft es all jene, die sich in der einzigen Heimat, die sie je gehabt haben, aus religiösen, ethnischen, sozialen oder sonstigen Gründen »minorisiert«, »beiseite geschoben« fühlen.

Die Chance, sich ihre verschiedenen Zugehörigkeiten unbeschwert erhalten zu können, ist entscheidend sowohl für ihre eigene Entfaltung wie für den sozialen Frieden.

Ebenso müßten sich auch die Gesellschaften selbst zu den vielfältigen Bezügen bekennen, die im Laufe der Geschichte ihre Identität geformt haben und noch immer in ihr fortwirken; sie müßten durch deutliche Symbole zu erkennen geben, daß sie zu ihrer Vielfalt stehen, damit jeder sich mit dem, was ihn umgibt, identifizieren, sich in dem Bild des Landes, in dem er lebt, wiedererkennen kann und dazu ermutigt wird, sich einzumischen, anstatt ein besorgter und zuweilen feindlicher Beobachter zu bleiben, wie es allzuoft der Fall ist.

Natürlich haben nicht alle Zugehörigkeiten, zu denen ein Land sich bekennt, das gleiche Gewicht; es geht nicht um die Proklamation einer fassadenhaften Gleichheit, die keine reale Entsprechung besitzt, sondern darum, die Legitimität von Ausdrucks- und Meinungsvielfalt zu bekräftigen. Frankreich, zum Beispiel, besitzt in religiöser Hinsicht eine vorwiegend katholische Tradition; das sollte das Land aber nicht daran hindern, eine protestantische Dimension, eine jüdische Dimension, eine muslimische Dimension und auch eine »voltaireische«, jeder Religion gegenüber zutiefst mißtrauische Dimension seiner Kultur anzuerkennen. Jede von ihnen – und die Liste ist alles andere als vollständig – spielte, und spielt noch heute, im Leben des Landes sowie für die tiefere Wahrnehmung seiner Identität eine wichtige Rolle.

Im übrigen besitzt ja auch die französische Sprache eine Identität, die sich aus vielfältigen, zunächst natürlich lateinischen, aber auch germanischen und keltischen

Ursprünge speist, die außerdem afrikanische, antillische, arabische und slawische sowie andere, jüngere Einflüsse erfahren hat, die sie bereichern, ohne sie unbedingt zu entstellen.

Ich habe hier nur den Fall Frankreichs erwähnt, über den ich mich noch weit ausführlicher hätte äußern können. Es versteht sich von selbst, daß jede Gesellschaft ihre eigene, ganz besondere Vorstellung von sich und ihrer Identität besitzt. Für die Länder der Neuen Welt, insbesondere für die Vereinigten Staaten, stellt die Anerkennung der vielfältigen Bestandteile ihrer Identität kein prinzipielles Problem dar, weil sie unter Mitwirkung von Immigranten aus aller Herren Länder entstanden sind. Diese Einwanderer haben die Reise jedoch nicht alle unter den gleichen Umständen angetreten. Die einen suchten ein besseres Leben, andere wurden verschleppt und wider Willen ins Land geholt. Erst nach einem außerordentlich langen und schwierigen Prozeß, der noch nicht abgeschlossen ist, werden sich alle Nachkommen der Einwanderer und der schon in präkolumbischer Zeit dort lebenden Menschen mit der Gesellschaft, in die sie hineingeboren wurden, vollständig identifizieren können. Dies zu bewerkstelligen ist dort das Problem, und weniger das Prinzip der Pluralität.

Die Frage der nationalen Identität stellt sich überall anders. In Westeuropa, das de facto zum Einwanderungsgebiet geworden ist, obwohl es sich dazu nicht berufen fühlt, fällt es einigen Völkern immer noch schwer, ihre Identität anders zu begreifen als durch ausschließlichen Rekurs auf ihre eigene Kultur. Das trifft vor allem auf Völker zu, die lange geteilt oder ihrer Unabhängigkeit beraubt waren; für sie wurde die geschichtliche Kontinuität nicht durch einen Staat und ein Staatsgebiet, sondern durch kulturelle und ethnische Bindungen gewährleistet. Insofern wird der europäische Raum in dem Maße, wie er die Einheit anstrebt, seine Identität als die

Summe aller seiner sprachlichen, religiösen und sonstigen Zugehörigkeiten begreifen müssen. Wenn dieses Europa sich nicht zu allen Teilen seiner Geschichte bekennt und seinen zukünftigen Bürgern nicht klar sagt, daß sie imstande sein sollen, sich voll und ganz als Europäer zu fühlen, ohne deswegen aufzuhören, Deutsche, Franzosen, Italiener oder Griechen zu sein, wird es ganz einfach nicht lebensfähig sein.

Mit dem Bau des neuen Europa entsteht zugleich ein neues Verständnis von Identität – für Europa selbst, für die Länder, die ihm angehören, und ein wenig auch für die übrige Welt.

Zum europäischen wie auch zum amerikanischen Beispiel gäbe es noch eine Menge zu sagen, aber ich widerstehe der Versuchung, auf Details einzugehen, und erwähne statt dessen nur einen, in meinen Augen wichtigen Aspekt des »Funktionierens« von Identität: Von dem Moment an, da man einem Land oder einer Staatengemeinschaft wie Europa angehört, wird man unweigerlich eine gewisse Verbundenheit mit allen seinen Bestandteilen empfinden; sicher behält man ein ganz besonderes Verhältnis zur eigenen Kultur und eine gewisse Verantwortung ihr gegenüber, aber es bilden sich gleichermaßen Beziehungen zu anderen Teilen. Von dem Moment an, da sich ein Piemonteser als Italiener fühlt, wird er sich unweigerlich für die Geschichte von Venedig und Neapel interessieren, auch wenn er sich eine besondere Liebe zu Turin und seiner Vergangenheit bewahrt. Entsprechend wird Italien das Schicksal von Amsterdam oder Lübeck immer weniger gleichgültig, immer weniger fremd sein, je mehr es sich Europa zugehörig fühlt. Dieser Prozeß wird vielleicht zwei oder drei Generationen dauern, in einigen Fällen auch etwas länger; ich kenne jedoch junge Europäer, die sich schon jetzt so verhalten, als sei der ganze Kontinent ihr Vaterland und als seien alle seine Bewohner ihre Mitbürger.

Ich, der ich mich offen zu allen meinen Zugehörigkeiten bekenne, kann nicht umhin, von dem Tag zu träumen, an dem die Region, in der ich geboren wurde, den gleichen Weg einschlägt und die Zeit der Stämme, die Zeit der heiligen Kriege, die Zeit der mörderischen Identitäten hinter sich läßt, um etwas Gemeinsames aufzubauen; ich träume von dem Tag, an dem es mir möglich wäre, den ganzen Nahen Osten »Vaterland« und alle seine Bewohner – Muslime, Juden und Christen sämtlicher Richtungen und Ursprünge – »Mitbürger« zu nennen, so wie ich dies im Falle Libanons, Frankreichs und Europas tue. In meinem fortwährend spekulierenden und antizipierenden Kopf ist dies bereits der Fall; aber ich wünsche mir, daß es sich eines Tages in der Wirklichkeit und für alle so verhielte.

Ungern schließe ich diese Klammer und kehre zu meiner anfänglichen Bemerkung zurück, um hier auf globaler Ebene zu wiederholen, was ich bereits bezüglich jedes einzelnen Landes gesagt habe: Es muß dafür gesorgt werden, daß sich niemand von der gemeinsamen Zivilisation, deren Geburt wir erleben, ausgeschlossen fühlt, daß jeder in ihr seine eigene Sprache und einige Symbole seiner eigenen Kultur wiederfinden kann, daß jeder sich auch morgen noch zumindest ein wenig mit dem identifizieren kann, was in der Welt, die ihn umgibt, an Neuem entsteht, anstatt in einer idealisierten Vergangenheit Zuflucht zu suchen.

Parallel dazu sollte jeder das Spektrum seiner Identität um ein neues Element erweitern können, das dazu berufen ist, im Laufe des neuen Jahrhunderts, des neuen Jahrtausends, immer mehr an Bedeutung zu gewinnen: das Gefühl, selbst Teil des Abenteuers Menschheit zu sein.

Das ist es im wesentlichen, was ich über das Verlangen nach Identität und seine mörderischen Auswüchse habe sagen wollen. Wäre es mein Ziel gewesen, die Frage erschöpfend zu

behandeln, dann bin ich über die ersten stammelnden Anfänge nicht hinausgekommen; jedem Absatz, den ich geschrieben habe, hätte ich am liebsten zwanzig weitere folgen lassen. Und als mein eigener Leser bin ich mir nicht sicher, ob ich auf diesen Seiten immer den richtigen, nicht zu hitzigen, nicht zu kalten Ton getroffen und die überzeugendsten Argumente oder die passendsten Formulierungen gefunden habe. Aber wie dem auch sei, ich wollte nur ein paar Gedanken in die Runde werfen, eigene Erfahrungen mitteilen und eine Diskussion über Themen anregen, die mich beschäftigen, solange ich lebe, und die mich immer mehr beschäftigen, je länger ich diese so faszinierende, so verwirrende Welt beobachte, in der es mir beschieden war, geboren zu werden.

Wenn ein Autor die letzte Seite erreicht, ist sein größter Wunsch gewöhnlich der, daß sein Buch noch in hundert oder zweihundert Jahren gelesen wird. Natürlich weiß man so etwas nie vorher. Es gibt Bücher, die man für die Ewigkeit geschrieben hat und die den nächsten Tag nicht überdauern, während ein anderes Bestand hat, das man für unterhaltsame Schülerlektüre gehalten hatte. Aber die Hoffnung begleitet einen immer.

Für dieses Buch, das weder Unterhaltungslektüre noch ein literarisches Werk ist, werde ich den gegenteiligen Wunsch formulieren: daß mein Enkel, wenn er erwachsen ist und es eines Tages zufällig in der Familienbibliothek findet, darin blättert, einige Seiten überfliegt und es sogleich schulterzuckend an den staubigen Ort zurückstellt, aus dem er es hervorgezogen hatte, erstaunt darüber, daß es zur Zeit seines Großvaters noch nötig war, über diese Dinge ein Wort zu verlieren.